

**Sitzungsberichte der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften**

Philosophisch-historische Abteilung

Jahrgang 1942, Heft 2

Weltanschauung und Wirtschaft

Kritisches und Positives zu Müller-Armacks
Genealogie der Wirtschaftsstile

Von

Otto von Zwiedineck Südenhorst

Vorgetragen am 25. Oktober 1941

München 1942

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung

DER RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFTLICHEN
FAKULTÄT DER UNIVERSITÄT MARBURG
ZUR BEZEUGUNG DES EHRERBIETIGEN
DANKES FÜR DIE VERLEIHUNG DER
WÜRDE DES EHRENDOKTORS
GEWIDMET

Inhaltsübersicht

I. Stiltheorie gegen Stufentheorie	7
II. Die Theorie Müller-Armacks	11
III. Grundsätzliches zur Kritik der Wirtschaftsstiltheorie	18
a) Die Überwindung der Stufentheorie	18
b) Zum Stilbegriff	23
IV. Die Weltanschauungsepochen als Perioden des Wirtschaftsstyles	28
1. Grundsätzliches	28
2. Polytheismus eine einheitliche Epoche?	33
3. Weltanschauung, Ethik und Wirtschaft im antiken Griechentum	38
4. Monotheismus	60
V. Uneinheitlichkeit des Mittelalters	64
VI. Historische Fragen zur Erklärung des neuzeitlichen Stiles	79
VII. Technik, Wirtschaft und Wissenschaft	90
VIII. Sinn und Bedeutung des Dynamischen in der Stillehre	100
IX. Weltanschauung, Ratio und Volkscharakter	108

I. Stiltheorie gegen Stufentheorie

Das Bestreben wissenschaftlicher Köpfe (nicht bloß Berufsgelehrter), in die Mannigfaltigkeit der wirtschaftlichen Lebensformen in ihren historischen Ablauf eine gewisse Ordnung und Übersichtlichkeit zu bringen, hat lange vor dem Aufkommen einer systematischen Durchforschung des Wirtschaftslebens zur Schöpfung sogenannter Entwicklungsstufentheorien geführt. Seit Aristoteles wäre eine Reihe solcher Entwicklungsstufentheorien bis ins ausgehende 19. Jahrhundert nachzuweisen, eben bis die jüngere historische Schule der Nationalökonomie (vornehmlich Schönberg, Schmoller, Bücher) zur Behauptung einer sozusagen natürlichen Entwicklung aller Wirtschaft etwa von einer Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft über eine oder mehrere Zwischenstufen, insbesondere eine geschlossene Stadtwirtschaft, hinweg zur Volkswirtschaft gelangte, so daß jedenfalls die Volkswirtschaft erst als Produkt einer viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende dauernden Entwicklung gesehen werden müsse.

Der tragende Gedanke dieser Stufentheorien ist nicht bei allen derselbe. Bald tritt der juristische Charakter des Güterverkehrs, bald der regionale Gedanke in den Vordergrund, bald ist es der Menschenkreis (die Familie, die Stadtgemeinde, das Staatsvolk), mit dem die Güterbeschaffung wesentlich verknüpft gesehen wird und die Verschiedenheit der Wirtschaftsorganisation maßgeblich charakterisiert erscheint.

Um diese Lehren entstand ein äußerst reger wissenschaftlicher Streit, an dem auf der einen Seite Historiker, auf der anderen Seite historisch orientierte Nationalökonomien standen. Dazu sei nur kurz bemerkt, daß die Historiker vor allem den eigentlichen Entwicklungsgedanken bekämpften, also dagegen kämpften, daß eine chronologische Abfolge dieser Entwicklungsstufen regelmäßig bei verschiedenen Völkern und gar speziell von der Antike bis in die Neuzeit mit Einbeziehung vieler Völker angenommen wird.

In diesem Streit wird wenigstens von extremen Verfechtern der beiden Kampfparteien übersehen, daß die Frage, ob man es mit Kategorien zu tun hat, die in zeitlicher Folge einander ablösen oder auseinander hervorstechen, weit weniger wichtig ist als die Tatsache, daß für den ungeheuren Bereich wirtschaftlicher Erscheinungen klare Begriffe für bestimmte Wirtschaftsformen gewonnen worden sind, die sich durch die Produktionsweise, durch den Träger des Wirtschaftswillens, durch die Art des Güteraustausches (marktmäßig oder nicht marktmäßig), durch die Länge des Weges der Güter vom Erzeuger zum Verbraucher u. a. m., unterscheiden, kurz Kategorien, die in der Wirtschaftsentwicklung aufgetreten und deutlich zu beobachten sind und mit denen eindeutig bestimmte wirtschaftliche Organisationsformen klargestellt werden können. Die geschlossene Hauswirtschaft, die geschlossene Stadtwirtschaft und die Volkswirtschaft sind drei solche Organisationsformen, in denen sich das Wirtschaftsleben eines Volkes abspielen kann. Mögen sie sich in der Zeit folgen oder nicht, darauf kommt es dabei nicht an. Ja, es muß und kann damit auch gar nicht gesagt sein, daß nur diese drei Formen bestehen, zumal da auch die Schöpfer dieser Begriffe, obgleich sie sie mit der Stufenvorstellung verbunden haben, ausdrücklich das Ineinandergreifen, das Nebeneinander solcher Formen festgestellt haben. Ja, es ist wichtig und wertvoll, daß man sich darüber nicht im Zweifel befindet, daß diese drei Formen (die aber jedenfalls als Haupttypen gelten können) gleichzeitig nebeneinander vorkommen, daß also z. B. nicht etwa nur in Serbien und Bulgarien um die Jahrhundertwende neben wirklichen volkswirtschaftlichen, also verkehrswirtschaftlich entstandenen Zusammenhängen große, ja vielleicht überwiegende Teile der Bevölkerung doch noch in der geschlossenen Hauswirtschaft, also etwa in der Zadruga, ihr Dasein führten, daß innerhalb der mehr oder minder groß gehaltenen Familie, die Wirtschaft autark abläuft, d. h. in der Hauptsache nur mit den Mitteln, die der Familie gehörige Boden und die in der Familie vorhandenen Kräfte hervorbringen, also im wesentlichen ohne Einkauf lebenswichtiger Güter auf dem Markt. Nein, auch innerhalb eines großen, zweifellos volkswirtschaftlich entfalteten Staatskörpers, wie z. B. im alten Österreich,

haben in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch sehr viele Bauernhöfe in schwer zugänglichen Teilen des Staates weitgehend als noch ziemlich geschlossene, also von einem Güterverkehr nur wenig berührte Hauswirtschaften angesehen werden können.

Der Wert dieser Begriffsbildung bleibt also ganz unabhängig davon bestehen, ob die von Bücher und Schmoller behauptete mehr oder minder gesetzmäßige zeitliche Aufeinanderfolge dieser Kategorien in der historischen Wirklichkeit nachweisbar ist oder nicht.

Gegen diese Stufenlehre, die übrigens, selbst wenn sie verfehlt ist, mit dem Bedürfnis nach Systematik gerechtfertigt ist, ist nun nicht nur von historischer Seite eben wegen des Nichtzutreffens des historischen Nacheinanders angekämpft worden mit dem Nachweis der Geschichtsforschung, daß schon für die Antike volkswirtschaftliche Zusammenhänge und Erscheinungen unbestreitbar sind und ebenso, daß auch für das mitteleuropäische Mittelalter neben geschlossenen Hauswirtschaftsgebieten geschlossene Stadtwirtschaften schon ihre große Rolle gespielt haben und dergleichen mehr.

Es ist das große Verdienst der deutschen Volkswirtschaftslehre des 19. Jahrhunderts, diese grundlegende Leistung begrifflicher Klärung vollbracht zu haben, und dieses Verdienst konnte durch die erwähnten historischen Schwächen nicht aufgehoben werden, obgleich sogar aus ihren eigenen nationalökonomischen Reihen Opposition aufgekommen war.

Von nationalökonomischer Seite ist gegen diese Stufentheorie die Gegnerschaft durch Sombart eingeleitet worden. Er wollte vor allem die Besonderheit der kapitalistischen Wirtschaft, deren Einordnung in die Stufenfolge ungeklärt geblieben war, herausarbeiten. Nicht der Menschenkreis, innerhalb dessen sich die Aufbringung der Mittel für die Güterversorgung eben dieses Kreises abspielt, charakterisiere die Wirtschaft, sondern die Art der Unterhaltsfürsorge, die gekennzeichnet sei durch die Wirtschaftsgesinnung, durch die Technik und die Organisation der Arbeit. Damit war Sombart zu dem gekommen, was man den Stil des Wirtschaftslebens zu nennen begann, und so trat schon bei ihm namentlich der Wandel der Wirtschaftsgesinnung

als das für die Unterscheidung von Wirtschaftssystemen besonders maßgebende Element stark in den Vordergrund. Er stellte namentlich eine auf bloße Beschaffung des Lebensunterhalts, der sogen. Nahrung, gerichtetes Streben, das die Wirtschaft des Mittelalters charakterisiert habe, dem unbegrenzten Erwerbsstreben gegenüber, wie es in Jakob Fuggers Ausspruch Ausdruck fand: Er wolle gewinnen, dieweil er könne, und wie es eben die Grundlage des Handelns des modernen kapitalistischen Menschen sei.

Diese Auffassung hat dann durch die religionssoziologischen Arbeiten von Max Weber und Troeltsch einen starken Auftrieb dadurch erfahren, daß von diesen beiden Gelehrten der Puritanismus und damit also die Weltanschauung des Calvinismus als einer der stärksten Faktoren zur Ausbildung des modernen Kapitalismus hingestellt wurde, wie er paradigmhaft in Großbritannien sich entfaltet hatte. Die Wichtigkeit dieser Wendung ist leicht daraus zu ersehen, daß diese Lehre: der Calvinismus habe in entscheidender Weise das Aufkommen des Kapitalismus begründet, heute in Italien in den Mittelschulen gelehrt wird, was mir aus Triest und Görz wenigstens verläßlich mitgeteilt wurde.

Diesen Gedanken, eine Stiltheorie an die Stelle einer Stufen- theorie zu setzen, um damit in die erwähnte ungeheure Vielgestaltigkeit des Wirtschaftslebens Ordnung und Übersicht zu bringen, diesen Gedanken hat neuestens der Münsterer National-ökonom Müller-Armack aufgegriffen und in einem sehr anregenden Buch eine Genealogie der Wirtschaftsstile entwickelt. Er befaßt sich nun nicht wie die bisher genannten Gelehrten damit, den immer allgemeiner durch die Wirtschaftsgesinnung vor allem gekennzeichneten Wirtschaftsstil gerade für die neueste Zeit, d. h. für die Zeit seit dem Aufkommen des modernen Kapitalismus, eingehender zu erörtern, womit er allerdings in eine Analysierung gegenwärtiger Seinsverhältnisse gedrängt worden wäre. Den Begriff Kapitalismus als gedankliches Mittel zur Kennzeichnung der Wirtschaftsweise zu verwenden, verurteilt Müller-Armack grundsätzlich, weil der Begriff schlechthin für die verschiedensten Erscheinungen verschiedener Zeiten anwendbar ist. So beschränkt er sich auf die Kennzeichnung der Wirtschafts- stilarten der Vergangenheit.

II. Die Theorie Müller-Armacks¹

M.-A. berührt sich in seiner theoretischen Idee mit älteren geschichtsphilosophischen Lehren, an deren Anfang die religiös dogmatische Geschichtsausdeutung steht. Die erste Reaktion gegen diese ist eine Geschichtsphilosophie gewesen, die den Zusammenhang zwischen politischen und wirtschaftlichen Tatsachen erfaßt hat, nachdem sie die Überzeugung von der religiösen Determiniertheit der Geschichte überwunden hatte. Die protestantischen Ireniker Andreä, Keckermann, Conring, Calixt nennt M.-A. vornehmlich als Pioniere einer dogmatisch nicht mehr gebundenen Geschichtsinterpretation, die denn auch der Nährboden für jene erste als Statistik bezeichnete Wissenschaft wurde, die in ihrem Wesen eine Staatenkunde war mit ihren bekanntesten Repräsentanten Conring (1606–1681) und Achenwall (1719–1772), gleichzeitig der erste Ansatz zu einer vergleichenden Geschichtsbetrachtung, deren letztes Reis M.-A. eben in der Erforschung der Kulturstile erkennt.

Der Weg, durch diese etwa zweieinhalb Jahrhunderte seither, war keineswegs einfach und glatt. Namentlich die Aufklärungsliteratur, die sich der Geschichtsausdeutung und der Erklärung der Völkerschicksale widmete, geriet selbst wieder in dogmenhafte Verirrungen, von denen erst die Deutschen Justus Möser und Herder befreiten, indem sie gegen jene Einebnungsortodoxie der Aufklärung die Individualität der Völker und mit ihrem besonderen Charakter auch die Selbstverständlichkeit eines besonderen historischen Schicksals betonten. Ausschlaggebend wurde nun namentlich das Erkennen eines grundlegend anderen Lebensstiles im Mittelalter im Gegensatz zu dem der neuen Zeit. Aber darüber hinausgreifend haben Hegel, Saint-Simon, Comte die Geschichte nicht mehr als Fülle vieler Wirtschaftssysteme und politischer Formen, sondern als Abfolge dreier Stadien gesehen: eines religiösen, eines metaphysisch beherrschten philosophischen und eines letzten, naturwissen-

¹ Alfred Müller-Armack, *Genealogie der Wirtschaftsstile. Die geistesgeschichtlichen Ursprünge der Staats- und Wirtschaftsformen bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts.* Stuttgart 1941. (Im Folgenden mit M.-A. zitiert.)

schaftlichen. Namentlich Comte findet M.-A.s Anerkennung als Wirtschaftsstiltheoretiker.

Davon ausgehend, daß die Kritik der Historiker an der Stufenlehre deren Unmöglichkeit erwiesen habe, daß Produktionsweise, Art des Austausches, Länge des Weges vom Erzeuger zum Verbraucher u. ä. als Merkmale einer Stufe nur äußerliche Kriterien seien, fordert M.-A. die Kennzeichnung der historischen Epochen durch ein Gemeinsames ihres Kulturausdruckes. Das sei freilich erst nach einem Jahrhundert intensiver Spezialarbeit möglich geworden. Erst mit der Entwicklung der Vorgeschichte und der Frühgeschichte sowie der Ethnologie, namentlich soziologischer Forschungen über das Seelenleben primitiver Völker, sei es möglich geworden, große Zeiträume epochal gegliedert zu sehen.

Und so sei erst dem 20. Jahrhundert möglich geworden, die Synthese der Stilfindung für das Wirtschaftsleben zu erarbeiten, und die Volkswirtschaftslehre könne mit Stolz feststellen, daß gerade die Synthese solcher Wirtschaftsstilkunde, indem sie auf Kultur- und Religionsgeschichte, auf Technik und Soziologie übergreift, „den Anstoß und das Vorbild für andere Wissenschaften gegeben hat“: namentlich in der Kunstgeschichte, Kulturgeschichte, Philosophie und Sprachgeschichte, in der Musikwissenschaft und Pädagogik vollziehe sich der gleiche Vorgang. Wirtschaftsstilforschung diene der Idee einer lebendigen und umfassenden Kulturkenntnis. Damit bewege sie sich aber auch auf dem Boden einer umfassenden Kulturlehre.

Was aber ist nun Stil in diesem Begriff Wirtschaftsstil? So wie der Stil des Rokoko nicht nur in der Architektur der Gebäude, Möbel und Gärten, sondern auch in der Vorstellungswelt der Schäferspiele, im Bau der Verse, in den Konversationsformen, in der philosophischen Idylle des Naturzustandes, in der Begeisterung für chinesisches Porzellan u. a. Ausdruck findet, so sei überhaupt Stil die in den verschiedenen Lebensgebieten einer Zeit sichtbare Einheit des Ausdrucks und der Haltung. Ebenso könne man auch von Wirtschaftsstil überall dort sprechen, wo die Erscheinungsformen im Bereich des Sozialen und Wirtschaftlichen den Ausdruck einheitlichen Gepräges aufweisen. Und so ist mit dem neuzeitlichen Wirtschaftsstil die innere Eigenart

der wirtschaftlichen Methoden gemeint, die seit dem 16. Jahrhundert in Europa zur Anwendung kamen.

Zur Einheitlichkeit des Ausdrucks der verschiedenartigsten Erscheinungen eines Lebensbereiches und schließlich gar aller Lebensbereiche führe nun vor allem das Weltbild, das jeweils herrschend ist, denn es bestimme wie nichts anderes die Lebenshaltung.

Die Anregung zu dieser Auffassung von der ausschlaggebenden Bedeutung der Weltanschauung hat M.-A., wie er selbst bemerkt, durch die Entwicklungstheorie bekommen, mit der der Kölner Anglist Herbert Schöffler (jetzt Göttingen) der zentralen Weltanschauung die maßgebende Kraft zuschreibt, allem geistigen Leben insonderheit der Wissenschaft die entscheidende Richtung zu geben.¹ Die Kraft dieser zentralen Weltanschauung hat Schöffler nicht nur für sein eigenes Arbeitsgebiet, die englische Literatur, zu zeigen unternommen, er hat mit besonderer Bedachtnahme auf die Verschiedenheit der Wirkungsweise der beiden protestantischen Hauptbekenntnisse den Beweis angetreten, daß der in seinen religiösen Bindungen allmählich verblässende Calvinismus eindeutig in ein naturwissenschaftlich orientiertes Denken geleitet habe, während mit der Zersetzung des Luthertums Philosophie, Geisteswissenschaften und Dichtung an die Stelle früherer Werte gesetzt worden seien.²

Im Anschluß an Schöffler, der in seiner Schrift über die Reformation (1936)¹ in Europa drei Gebiete unterscheidet, die je nach dem Zeitpunkt der Christianisierung verschieden stark traditionell verankert den Abfallsbewegungen von Rom mehr oder weniger Widerstand leisteten, hat auch M.-A. in Deutschland nach der Weltanschauung drei Zonen unterschieden: um auf dieser Grundlage die Verschiedenheit des Wirtschaftsstiles in diesen drei Zonen zu erklären: die Gebiete vorherrschender re-

¹ Herb. Schöffler, *Protestantismus und Literatur*, 1922; ders., *Die Anfänge des Puritanismus*, 1932; ders., *Die Reformation*, 1936.

² Zur Behauptung Schöfflers einer entscheidenden Wirkung der Weltanschauung auf die Entwicklung der englischen Literatur vgl. Förster, *The psychological basis of literary periods* in der Festschrift: „*Studies for William A. Read*“, Louisiana 1940.

formierter Bevölkerung seien weit vorausgeeilt und kontrastieren am stärksten mit den katholischen, in der Mitte zwischen beiden ständen die lutherischen. Das schließt nun ohne weiters wieder in sich, daß er mit der Reformation einen neuen Lebensstil, insbesondere einen neuen Wirtschaftsstil anbrechen sieht.

Diese tief einschneidende, ja fundamentale Wandlung in der Geschichte Europas im 16. Jahrhundert, bedeute also das Aufkommen eines ganz neuartigen, eines dynamischen, ja revolutionären Stiles in der Wirtschaft, und sie steht im Mittelpunkt der Darstellung M.-A.s. Die Bedeutung dieser Wandlung ist so kategorisch, daß M.-A. deshalb schon, wie bereits erwähnt, es ablehnt, die Wirtschaft von dieser Zeitwende an als mit dem vieldeutigen Begriff „Kapitalismus“ genügend charakterisiert gelten zu lassen. Auch sei dieser neuzeitliche Stil nicht etwa aus mittelalterlichen Formen hervorgewachsen, sondern habe sich mit der Zerschlagung jener Weltanschauung gebildet, die den Gang der Dinge durch Gottes Willen bestimmt sieht, mit der Zerschlagung der mittelalterlichen Welt. Also die Wandlung des zentralen Weltanschauungssystems habe die Neugestaltung bestimmt, und damit ist auch für die Neuzeit die Einstellung zum Religiösen eindeutig als das stilbildende Prinzip behauptet, denn der dynamische Charakter ist ja, wie M.-A. eingehend nachweist, eine Begleiterscheinung der neuen insonderheit der durch Calvin begründeten Lehre.

Diese Rolle der Weltanschauung in der Gestaltung des Kulturstiles überhaupt und damit auch des Wirtschaftsstiles glaubt M.-A. bis ins Paläolithikum hinauf im wesentlichen mit der Abhängigkeit des technischen Könnens von der Weltanschauung nachweisen zu können.

Er beginnt die Reihe der Schilderungen, die Genealogie der frühen Wirtschaftsstile¹ des Paläolithikums und der Anfänge des Neolithikums mit dem magischen Weltbilde: es lasse nur rudimentäre Wirtschaftsformen erkennen, und diese seien Ausdruck eines „magischen Wirtschaftsstiles“. Ihm folgt die animistische Epoche bereits mit differenzierten Kulturformen und einer „ritualistisch gebundenen Stammestechnik“, wie auch die Ver-

¹ M.-A. S. 23 ff.

kehrerscheinungen (Tausch) nach festgelegten Formen und Wertvorstellungen vor sich gehen, alles noch im Banne des Religiösen. In der polytheistischen Welt (der nächsten Epoche) gibt es eine Vielheit von Göttern, alle mit beschränkter Funktion und begrenzter Reichweite. Ihr ist eine Machttechnik eigen, gebunden an die Möglichkeit massenhafter Menscheneinsetzung und Menschenopfer. Wirtschaftsethik fehlt ebenso wie eine das Wirtschaften erfassende Gesinnungsvertiefung. Fallen hier noch Kultur, Gemeinde und Staat zusammen, so ändert sich das im Monotheismus. Die monotheistische Kirche greift über die Staatsgrenzen hinaus, das religiöse Bewußtsein wird vom politischen getrennt, womit es zu Rivalität und Kämpfen zwischen theologischer und Machtbasis, zwischen priesterlicher und politischer Hierarchie kommt. Der Staat muß nun erst (! ?) um seine Macht im Innern kämpfen, aus der Gegensätzlichkeit zwischen Kirche und Staat gewinnen die Stände Selbständigkeitsspielraum (M.-A. S. 43).

Haben sich schon bei den „Frühkulturen“ die wirtschaftlichen und technischen Mittel als weltanschaulich bedingt gezeigt, so nicht minder im Mittelalter, dessen Wirtschaftsstil sich eben auch nur „in den Möglichkeiten des monotheistischen Weltbildes bewegte“. Das Geistige sei durch das Theologische absorbiert gewesen und so habe diese Epoche nicht zu einer „sich theoretisch begründenden Technik“ gelangen können, diese sei infolge des Universalitätsanspruches des Monotheismus Handwerkertechnik geblieben. Hier ist zu ergänzen, daß der Wirtschaftsstil des europäischen Mittelalters, wie M. -A. ausdrücklich hervorhebt, von jenem außereuropäischer Gebiete, insbesondere dem der monotheistischen Ostreiche, sich unterschieden habe:

1. durch die Verinnerlichung der Arbeit dank dem Glauben, daß die Lebensgesinnung, die Art den Alltag zu führen, mit über den Wert und das Heil des Menschen entscheidet;
2. durch Hinwendung zu einer Wissenschaft der natürlichen Dinge dank der Scholastik, die die Welt in einem Ordnungssystem erfaßt hat, dessen Erforschung den Weg zu den Naturwissenschaften wies;
3. durch eine mit dem Gegensatz zwischen Staat und Kirche zu erklärende Aufteilung der Macht auf Staat, Adel, Kirche, Städte, Zünfte, was eine Kultur freiständischer Zentren bewirkt

und den Boden für eine relativ ungehemmte Entwicklung der geistigen Kräfte bereitet habe.

M.-A. muß selbst in diesen Zügen schon eine Annäherung der mittelalterlichen Wirtschaft an Wesenszüge der folgenden Epoche des 16. bis 18. Jahrhunderts anerkennen, aber in seinem Wesen sei das Mittelalter doch traditionalistisch: zu einer wirklich geistigen Durchdringung der wirtschaftlichen Vorgänge und zu einer aktivistischen Wirtschaftshaltung seien nur schwache Ansätze aufgekommen.

Wesentlich wirtschafts-traditional sieht M.-A. das Sich-begnügen mit dem erreichten Stand der Lebensführung, also dem eingelebten Lohn: eine Erhöhung des Akkordlohnes würde nicht nur keine Steigerung, sondern eher eine Verminderung der Leistung gebracht haben. Ganz entgegengesetzt das Dynamische des neuzeitlichen Stiles: Man hat nie genug! wie Jakob Fugger der Erste gesagt hat: „Ich will gewinnen, dieweil ich vermag“, also grundsätzliche Unbegrenztheit des Erwerb-strebens.

Dieser neuzeitliche Wirtschaftsstil entspreche einer allgemeinen dynamischen Lebensgesinnung, in der die Konstante des neuzeitlichen Denkens ruhe, die, über den Wechsel der konkreten Wirtschaftsverfassung erhaben, im Merkantilismus sich ebenfalls so durchgesetzt habe, wie im Liberalismus und die auch die heutigen Variationen der europäischen Ordnungen durchdringe. Der Wirtschaftsstil der neuen Zeit sei Monopol der Europäer, sei in keinem Entwicklungsstadium anderer Kulturen je erreicht worden. Er ist nicht charakterisiert durch den absoluten Staat, nicht durch den Machtstaat, nicht durch den Großbetrieb oder den Kapitalismus, auch nicht durch Massenleistungen, nicht durch ein ungebundenes verkehrswirtschaftliches Marktsystem. All das habe es schon einmal gegeben, aber den Wirtschaftsstil der Neuzeit noch nicht. Und auch er sei wie der dynamische Charakter der Politik und alle sonstigen Lebensgebiete durch eine Weltanschauung, durch die Reformation, und zwar in der Form des Calvinismus herbeigeführt worden, denn die protestantischen Gebiete seien es, die als Einbruchszonen des neuen politischen und wirtschaftlichen Stiles zu erkennen sind (M.-A. S. 81).

Wie M. Weber und Troeltsch sieht auch M.-A. für die Wirtschaft das entscheidende Element der neuen Weltanschauung in der innerweltlichen Askese. Aus der Energie der asketisch-religiösen Gesinnung sei die dynamische Arbeitsgesinnung erwachsen, bei der die Arbeit als solche Lebenserfüllung wird. Troeltsch formulierte:

Die Selbstentäußerung an die Arbeit und an den Erwerb, die die unfreiwillige und unbewußte Askese des modernen Menschen ist, ist ein Kind der bewußten und religiös bekundeten innerweltlichen Arbeits- und Berufsaskese. Die nicht über die Welt hinausgreifende, sondern in der Welt ohne Kreaturvergötterung, d. h. ohne Liebe zur Welt, arbeitende Berufsgesinnung erzieht eine rastlose, systematisch disziplinierte Arbeitsamkeit, in der die Arbeit um der Arbeit willen, um der Mortifikation des Fleisches willen gesucht wird, und in der der Arbeitsertrag nicht zu Genuß und Konsumtion, sondern zur beständigen Ausweitung der Arbeit, zum immer neuen Umschlag des Kapitals dient. Indem die aggressiv tätige Ethik der Prädestinationslehre den Erwählten zur vollen Entfaltung seiner gottverliehenen Kräfte nötigt und ihm an diesen Erkennungszeichen seine Erwählung gewiß macht, wird die Arbeit rationell und systematisch; indem die Askese den Trieb zur Ruhe und Genuß bricht, wird die Herrschaft der Arbeit über den Menschen begründet: und indem der Ertrag dieser Arbeit in keiner Form ein Selbstzweck ist, dem Gemeinwohl zugute kommt und aller über ein gediegenes Existenzminimum hinausgehender Erwerb nur als Aufforderung zu weiterer Verwertung und Verarbeitung empfunden wird, ergibt sich die prinzipielle Unbegrenztheit und Unendlichkeit der Arbeit. Auf dem Boden dieser Wirtschaftsgesinnung ist denn auch der hugenottische, holländische, englische und amerikanische Frühkapitalismus entstanden, und mit ihm hängt heute noch in Amerika und Schottland sowie bei den englischen Dissenters der Hochkapitalismus ersichtlich zusammen.¹

Zur entgötterten Welt, sagt M.-A., schuf der Calvinismus einen aktivistischen Menschentyp.

Der Menschentyp, das ist danach unzweideutig ein Kerngedanke dieser Stiltheorie, ist das Produkt der Weltanschauung. Dieser wird der Primat vor allen anderen Faktoren zuerkannt. Freilich beruhe der neuzeitliche Wirtschaftsstil – das räumt M.-A. ausdrücklich ein – auf einer Wandlung in vielen Gebieten. Aber einzig das Religiöse reiche in die Tiefenschicht hinein, mit der alle übrigen irgendwie in Zusammenhang stehen.

¹ E. Troeltsch. Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt, Beih. 2 d. Hist. Zeitschr., München 1925, S. 67 f.

Nur das Religiöse vermöge solche totale Wandlung zu erklären.¹

M.-A. ist vorsichtig genug zuzugeben, es könne überraschen, „daß der heute von allen religiösen Bezügen befreite neuzeitliche Wirtschaftsstil genetisch aus religiösen Antrieben solche entscheidende Förderung erhielt.“ Für das 16. bis 18. Jahrhundert beruhe aber doch die Überlegenheit des Religiösen darauf, daß eben dieses den damaligen Menschen in der Tiefe bestimmte und für Jahrhunderte große Gebiete zu einheitlicher Geistigkeit zusammenschloß. Und so sei infolge dieser universalen Wirksamkeit des Religiösen sein Ausstrahlen auf die Wirtschaft direkt und indirekt erfolgt. Direkt sei der Einfluß auf ein relativ enges Gebiet beschränkt geblieben: der Calvinismus habe den privaten Einschlag des neuen Unternehmungssystems bestimmt und die liberale Wirtschaftspolitik bewirkt und mit dieser die Marktordnung. Indirekt aber habe der kalvinistische Geist auf dem Wege über die Staatspraxis, das Staatsdenken und die Wissenschaft auf die Wirtschaft sich auswirken müssen. Auf die Nachweisung dieser Wirkungsbereiche des Calvinismus konzentriert M.-A. denn auch vornehmlich seine Beweisführung.

III. Grundsätzliches zur Kritik der Wirtschaftsstiltheorie

a) Die Überwindung der Stufentheorie

Zur Würdigung des M.-A.ischen Werkes habe ich in meiner Besprechung des Buches² – das möchte ich den kritischen Bemerkungen vorausschicken – ausdrücklich hervorgehoben, daß man über alle kritischen Bedenken hinweg allen Grund hat sich zu freuen, daß heute ein Buch mit einer so idealistischen Tendenz geschaffen werden konnte, zumal da der Verfasser mit begeisterter Konzentration ein umfassendes historisches und insbesondere literarhistorisches Wissen in den Dienst seines unver-

¹ M.-A. S. 94 ff.

² Zwiedineck, Wirtschaftsstile auf weltanschaulicher Grundlage. Jb. f. Nat. u. Stat. 154. Bd., S. 497 ff. Die meisten Einzelheiten dieser kritischen Ausführungen sind in dem vorliegenden Sitzungsbericht nicht wiederholt, ergänzen diesen daher, soweit sie nicht hier geändert oder richtig gestellt (Begriff des Dynamischen!) sind.

kennbar ehrlich wissenschaftlichen Strebens gestellt hat. Festzustellen, daß der Verfasser in der Begeisterung für und aus der Erfüllung von seiner wissenschaftlichen Idee in Einseitigkeit und Überspitzungen verfallen ist, bleibt freilich die Pflicht der Kritik. Aber es liegt mir viel daran, es hier ausdrücklich wiederholen zu können, daß über den Schwächen des Werkes nicht übersehen werden darf, wie sehr da gerade aus denselben die Anregung erwächst, die Frage nach letzten Antriebsgründen für das Was? Wie? und Wieviel? in der Wirtschaft, als einem immer wichtiger werdenden Gebiete menschlicher Kultur mit allem Ernst in Angriff zu nehmen.

Ehe ich nun auf einige das Positive der Stiltheorie betreffende kritische Ausführungen eingehe, ist ein Wort über des Verfassers radikale Ablehnung der Stufenlehre zu sagen, an deren Stelle die Stiltheorie treten soll.

Es kann in der Auseinandersetzung über die Stufentheorie doch nicht mehr um die Frage gehen, ob die Althistoriker in der Verurteilung der Bücherschen Charakterisierung der griechischen Wirtschaftsweise in der voralexandrinischen Zeit als im wesentlichen autarke Hauswirtschaft recht gehabt haben, nicht um die Frage, ob Megara ein Industriestaat gewesen sei, Ägina und Korinth Industriestädte u. ä. Die Chronologisierung der Wirtschaftskultur und damit der Wirtschaftsverfassung in Althellas wie allenthalben sonst in der Antike ist nach den gewaltigen Fortschritten, die in den letzten Jahrzehnten unser Wissen über diese Dinge gemacht hat, ein besonderer Forschungskomplex geworden, der unbedingt losgelöst bleiben muß von den Eindrücken einer Entwicklungsreihe, die man innerhalb des kleinen west- und mitteleuropäischen Raumes seit der Völkerwanderung bis auf unsere Tage, also für etwa eineinhalb Jahrtausende unter erheblichen Abstraktionen glaubt erkennen zu können. Daß man für diese Gebiete, für diesen wenngleich besonders bedeutsamen Sektor der Menschheitsgeschichte die Einmaligkeit und Eigenartigkeit anzunehmen hat, die es nicht gestatten, diesen Ablauf paradigmhaft auf die Geschichte anderer Zeiträume und anderer Völkermassen zu projizieren, darf heute wohl als gesicherter wissenschaftlicher Besitz gelten. Wie notwendig es ist, auch innerhalb des Komplexes von 2000 Jahren antiker Mittelmeer-

kultur sich vor der Behauptung von Gleichartigkeit in der Entwicklung zu hüten, lehrt z. B. die Singularität des ptolemäischen Merkantilismus. Freilich, gewisse Zusammenhänge werden da und dort auch in verschiedenen Kulturbereichen wirksam, scheinen wiederzukehren,¹ und gewiß kann das von Zwecken behauptet werden, so daß die Versuchung nicht gering ist, da und dort auch gleichartige Ursachen zu vermuten, wie das namentlich bei dem Phänomen der sozialen Revolution nahe liegt und bekanntlich zu jenen unhaltbaren Modernisierungen der antiken Welt veranlaßte, die gerade in Pöhlmanns Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt² einen Höhepunkt erreichten.

Wie sehr nun aber auch die Stufen der Stufentheorien überwunden zu sein scheinen und wie zweckmäßig andererseits auch neuere in der ethnologischen³ wie in der historischen⁴ Forschung aufgestellte Idealtypen und die für sie geprägten Bezeichnungen für gewisse Zwecke sich erweisen, so läßt sich nach dem heutigen Stand des Schrifttums füglich behaupten, daß die in den Stufenlehren und namentlich die von Bücher geprägten und verwendeten Kategorien immer noch nicht entbehrlich geworden sind.

¹ Ich erinnere an die Parallele, die Max Weber zwischen den antiken und den mittelalterlichen Städten durchführt, in *Wirtschaft und Gesellschaft* (Grundr. d. Sozialökonomie Bd. III², 1925, S. 553 ff.

² Pöhlmann, *Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt*, 2. Aufl. 1912; die von Oertel herausgegebene 3. Aufl. ist durch des Herausgebers Ausführungen im Anhang bekanntlich zu einer wesentlichen Richtigstellung gekommen.

³ Vor allem ist an Thurnwalds Systematik zu denken: Wildbeuter, Pfleger von Pflanzen und Tieren, Pfleger von Vieh und Hirten. R. Thurnwald, *Die menschliche Gesellschaft I. Bd. Repräsentative Lebensbilder von Naturvölkern*, 1931. Thurnwald meint mit seiner Systematik die von ihm abgelehnte methodische Kategorie des „Idealtypus“ vermieden und abgetan zu haben. Darüber, daß er nicht nur dem Begriff des Idealtypus einen irrigen Inhalt zuschreibt, sondern daß auch die von ihm selbst unter den Gesichtspunkten der Ethnologie geschaffenen repräsentativen Lebensbilder nichts anderes sind als Idealtypen, vgl. meinen Aufsatz *Soziologie der Primitiven*, *Ztschr. f. d. ges. Staatsw.* 94. Bd., 1933, S. 107 ff.

⁴ Vgl. F. Heichelheim, *Welthistorische Gesichtspunkte zu den vormittelalterlichen Wirtschaftsepochen in Festgabe für W. Sombart* (*Jb. f. Gesetzgebung u. Verw.* 56. Jahrg. 6. Heft), 1933.

Immer noch werden sie mit einer an sich schon überzeugenden Selbstverständlichkeit auch von kritischen Historikern verwendet, weil mit einem Ausdruck sofort ein ganzer Komplex von in der Welt der Tatsachen so oft zusammentreffenden Erscheinungen sich zu einem klaren Bild schließt. Der Erkenntniswert dieser idealtypischen Begriffe ist noch nie widerlegt worden.¹ Und deshalb ist eine so restlose Verurteilung der ganzen Stufenlehre, zu der übrigens auch die historisch fundamentierte Systematisierung der betrieblichen Erscheinungsformen im Gewerbe zu rechnen ist, nicht zu rechtfertigen. Sie ist es um so weniger, als in der Vergangenheit Tatsachen festgestellt sind, auf die die Anwendung des Ausdruckes z. B. geschlossene Hauswirtschaft im Sinne der Bücherschen Begriffsprägung weitestgehend zutrifft.² Damit will aber nichts gesagt sein dagegen, daß über

¹ Vgl. hierzu auch E. Salin, Zur Methode und Aufgabe der Wirtschaftsgeschichte, Jb. f. Ges. u. Verw. 45. Jgg. (1921), sowie ders., Staat und Handel in Hellas in archaischer und klassischer Zeit, Ztschr. f. d. ges. Staatsw. 89. Bd. S. 355. Trotz seinen eigenen Idealtypen gebraucht auch Heichelheim die Terminologie der Bücherschen Lehre; vgl. Heichelheim a. eben a. O. S. 166, 173, 178 f. Auch Hasebrock, Griechische Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte bis zur Perserzeit, Tübingen 1931, tritt auf Grund seiner umfassenden Quellenstudien den Tendenzen, die Wirtschaft von Althellas modernisiert aufzufassen und darzustellen, scharf entgegen und steht, gerade indem er besonders sorgfältig die Einmaligkeit gewisser Strukturverhältnisse in Gesellschaft und Wirtschaft herausarbeitet, der Bücherschen Schau der antiken Wirtschaft näher als den Ed. Meyer, Pöhlmann, Brentano, Cavainac, Glotz u. a. Zu erinnern ist natürlich an die immer noch vorbildliche Durchleuchtung der antiken Agrargeschichte bei Max Weber im Handwb. d. Staatsw. I⁹; Kulischer, Allgemeine Wirtschaftsgeschichte (Handb. der mittl. und neueren Geschichte) S. 3 u. passim; W. Otto, Kulturgeschichte des Altertums, 1925, z. B. S. 28. Für das Mittelalter vgl. die schließlich doch gezollte Anerkennung für Büchers „Stadtwirtschaft“ seitens des Gegners G. v. Below in dessen Probleme der Wirtschaftsgeschichte 2. Aufl. 1926, z. B. S. 227 f. u. 446. Dazu auch H. Bechtel, Wirtschaftsstil des späten Mittelalters 1930, 1. bis 3. Kapitel passim.

² Sogar A. Dopsch, der die Stufentheorie besonders scharf bekämpft, kann den Ausdruck „geschlossene Hauswirtschaft“ nicht vermeiden, um sich über einen bestimmten Tatsachenkomplex zu seiner Kennzeichnung kurz zu fassen. Vgl. z. B. Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft S. 111. Und was die Universalität dieser Bücherschen Terminologie anlangt, sei beispielsweise auf Ermann-Ranke, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum verwiesen, 1923, S. 218 und 245.

solche klare Systematisierung unserer Vorstellungen und Ausdrucksweise bezüglich der Morphologie der wirtschaftlichen Welt hinaus die Aufgabe besteht, bestimmte Zeitalter und Epochen, soweit sie einheitlich erscheinen, nach Möglichkeit einheitlich zu charakterisieren, damit sie als Individualitäten plastisch anderen gegenüberstehen, ohne daß sie in ein Stufenverhältnis zueinander gebracht werden.

Es ist die Wirtschaftsstiltheorie gewiß auch ein Weg oder kann wenigstens ein solcher sein, der heute schon ungeheuren und immer noch mehr anwachsenden Masse von historischen Tatsachen und über sie geleisteten Zustandsschilderungen durch eine systematische Ordnung des historischen Stoffes und durch eine unter Umständen auch weitergehende Abstraktion von Einzelheiten Herr zu werden, d. h. geistig sie so zu beherrschen, daß Sein und Werden der Wirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart dem Verstehen zugänglich gemacht werden. Damit soll aber allerdings auch die weitere geschichtswissenschaftliche Aufgabe betont sein. Auch das Werden will verstanden sein. Denn daß die Volkswirtschaft als Verkehrsgebilde, wie es heute vor unseren Augen steht, nicht immer schon existiert hat, daß sie das Ergebnis eines Werdeprozesses ist, das ist es, was gerade auf Grund historischen Materials nicht abgestritten werden kann. Nun kann gewiß nicht behauptet werden, daß der Weg des Werdens immer in der Bücherschen Stufenreihe zurückgelegt worden ist. Aber darum ist es Bücher ja auch gar nicht gegangen. Er ist vom Historiker aus der Erkenntnis der wissenschaftlichen Notwendigkeit zum Systematiker der volkswirtschaftlichen Morphologie geworden. Das Bedürfnis nach Ordnung in der Masse, nach dem Überblicken des in einem riesigen Strom ohne äußere Abschnitte vor dem Beschauer liegenden Werdens hat ihn zu seiner Stufentheorie gebracht. Historisch mußte sie entstehen. Daß diese Lehre, von historischen Einsichten aus entstanden, vor allem wirtschaftsmorphologisch systematische Bedeutung gewonnen hat, kann das Verdienst ihres Schöpfers ebensowenig mindern wie daß er trotz der ihm eigenen Akribie manches unrichtig gesehen und manches irrtümlich chronologisch ausgewertet hat. Angesichts der Größe seiner Leistung können diese Irrtümer ohne weiteres zugestanden werden.

b) Zum Stilbegriff

Was M.-A. als Begriffsinhalt für den Terminus Stil in der Verwendung mit dem Komplex wirtschaftlicher Zustände und Wandlungen festgelegt hat, ist an sich wohl durchdacht. Schon der Umstand aber, daß sichtbare Einheit des Ausdrucks und der Haltung in verschiedenen Lebensgebieten letzten Endes doch das Ergebnis einer Schlußfolgerung aus einer Vielheit einzelner Eindrücke ist,¹ die von einem beobachtenden Subjekt nicht losgelöst werden können, gibt dem, was als Stil erfaßt werden und gelten soll, den Charakter eines Urteils, das sich aus einer Vielheit subjektiver Eindrücke ergibt. Die Subjektivität ist mehrfach verankert. Das Urteil ist zunächst Ergebnis von Beobachtungen über ein mehr oder minder ausgedehntes Beobachtungsgebiet. Ein solches Urteil muß sich aber erst bewähren in der Vielheit der Erscheinungen, auf die es zutreffen kann, damit es zu dem Eindruck eines objektiven Tatbestandes kommt. Auch dann aber, wenn dieses Urteil von der Einheit des Ausdrucks und der Haltung sich in einer gewissen Häufigkeit als richtig erweist, wird es sich trotz einer gewissen Allgemeingültigkeit nicht um einen so zwingenden Sachverhalt handeln, daß hierin eine allgemeine Verbindlichkeit gegenüber allen möglichen Erscheinungen aufkommen könnte, daß alles seiner Natur nach Gleiche denselben gleichen einheitlichen Ausdruck haben müßte.

Hier ist nun allerdings gewiß ein Unterschied zwischen dem Bereich des Wirtschaftlichen und anderen Bereichen, namentlich dem der Kunst zu machen, weil im Wirtschaftlichen möglicherweise, je nach der Struktur und Rechtsordnung der Wirtschaft, das sieghafte Vordringen einer Wirtschaftsweise zur Stilmäßigkeit die Verallgemeinerung ihrer Anwendung mit innerer Notwendigkeit mit sich bringt. Daß jedoch hieraus auf eine immanente Zielstrebigkeit eines Wirtschaftsstyles geschlossen werden kann, ist trotzdem abzulehnen. Gleichwohl spricht M.-A. davon,

¹ Es muß also hier davon abgesehen werden, daß auch das schöpferische Werk eines Künstlers, also ein Einmaliges, seinen Stil haben kann. Denn das, was in M.-A.s Theorie als Stil verstanden sein will, ist eben nicht eine individuelle, sondern eine kollektive Erscheinung. Auch M.-A. sieht davon ab (a. a. O. S. 14).

daß der Wirtschaftsstil auf eine Tiefenschicht existenzieller Haltung und Erkenntnisse „hinziele“, als ob solches willensmäßig unvermeidbar wäre.¹

Wenn M.-A.s Idee darauf gerichtet ist, eine Synthese in der Stilforschung mit besonderer Bedachtnahme auf das Gebiet des Wirtschaftlichen zu geben – denn nur eine solche besondere Bedachtnahme kann in Frage kommen, weil es sich beim Begriff des Stiles ja um eine Universalität der Gültigkeit der als Stil erkannten Ausdruckseinheit handelt –, dann durfte er, wenn er an M. Weber anschließen wollte, nicht vergessen, daß M. Webers Ziel in der Erfassung „einer bestimmten konstitutiven Komponente des Lebensstiles“ lag, des Stiles, der „an der Wiege des modernen Kapitalismus stand“, an dem diese Komponente mit zahlreichen anderen Faktoren („Mächten“ sagt Weber selbst) zusammen mitgebaut hat. Diese Komponente wollte M. Weber analysieren,² in ihren Wandlungen und in ihrem Schwinden verfolgen. Als diese Komponente ist von Weber die im Rahmen des Calvinismus aufgetretene innerweltliche Askese erkannt worden, und zwar (das ist nun nicht aus dem Auge zu verlieren) ist diese religiös mehr oder minder massenhaft angenommene Erscheinung als kausales Element in dem Zustandekommen des Kapitalismus zu verstehen. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß es für M. Weber und E. Troeltsch feststand, was als Resultierende all der Komponenten zu gelten hat, unter denen eine nur die innerweltliche Askese des Protestantismus, eben das Objekt ihrer speziellen Forschung war. Eine Komponente ist natürlich nicht der Stil selbst, dessen Auftreten es mit der Analysierung der verschiedenen Ursachen zu erklären gilt, und sie vermag auch den Stil noch nicht zu kennzeichnen. Die religiöse Erscheinung der innerweltlichen Askese ist eines der Elemente,

¹ M.-A., *Genealogie* S. 69. Über die Parallele zwischen Kunst- und Wirtschaftsstil vgl. H. Bechtel a. a. O. S. 26 ff. „Dem Stilwandel in der mittelalterlichen Kunst entspricht der Stilwandel in der Wirtschaftsgesinnung.“

² M. Weber, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, Arch. f. Soz. Bd. XX und XXI. Dazu insbes. M. Webers Antikritik gegen Rachfahl ebenda Bd. XXX und Antikritisches Schlußwort Bd. XXXI. E. Troeltsch, *Die Soziallehren der christlichen Kirchen*, zuerst Arch. f. Soz. 1918 u. 1919.

die das Aufkommen des Lebensstiles herbeigeführt haben, den Weber und Troeltsch mit dem „neuzeitlichen Kapitalismus“ genügend gekennzeichnet erachten, während M.-A. diese Kennzeichnung für unzulänglich hält. Er setzt an ihre Stelle die dynamische Lebensgesinnung, in ihr nur ruhe die Konstante des neuzeitlichen Denkens, die auch über den Wechsel der konkreten Wirtschaftsverfassungen erhaben sei, ja sogar die heutigen Variationen der europäischen Ordnungen als gesamteuropäische Eigenart trotz tiefster Gegensätze durchdringe.¹

M.-A. ist aber in seiner Stillehre nicht konsequent: den Stil in der magischen und in der animistischen Epoche kennzeichnet er mit der Technik, sie ist dort beherrscht vom Zauber, hier vom Ritus eines Stammes, natürlich auch im Banne eines Fetisches. Auch im Polytheismus ist es nicht die Wirtschaftsweise, sondern die Technik, die den Stil der Wirtschaft charakterisieren soll: sie ist individualisierte Handwerkstechnik, bleibt aber empirisches Hantieren mit Stoffen und Werkzeugen, in einem Traditionalismus befangen, der allerdings in der Großtechnik des orientalischen Staates überwunden erscheint, denn da bietet die große Macht des Staates die Möglichkeit zur Bewältigung der großen Aufgaben: Wasserbauten, Verteidigungswerke, Grabmonumente u. dgl., die Einzeltechnik des Handarbeiters sozusagen zu multiplizieren. Unmittelbare Wirkung der Weltanschauung auf die Wirtschaft durch eine Ethik und Wirtschaftsgesinnung fehlt.

Hier tritt nun im Monotheismus eine andere Art, die Wirtschaft zu kennzeichnen, in den Vordergrund: die Werke der monotheistischen Welt – in der Hauptsache wird freilich an das europäische Mittelalter gedacht – seien nun „menschlich dimensioniert“, was hervorrage sei „beseelte Treue handwerklicher Arbeit, die für die Lebensformen des neuen Zeitalters spricht“.

Hierzu ist nun allerdings anzumerken, daß die „Arbeitsbeseelung und aus Liebe zum Werke geborene Steigerung der Handleistung wie in der Handwerkskunst des Spätmittelalters“ keineswegs als etwas Neues, ein Spezifikum des Monotheistischen gelten kann, denn durch diese Einstellung zur Handwerksarbeit unterschied sich schon die griechische Handwerksarbeit von der

¹ M.-A., Genealogie S. 73.

orientalischen.¹ Aber sehen wir davon ab: festzuhalten ist in diesem Zusammenhang, daß der wirtschaftliche Stil des Monotheismus nun nicht mehr durch die Technik charakterisiert wird, sondern durch die Wirtschaftsgesinnung. Darin liegt ein Bruch im fundamentum divisionis, denn damit ist der Gesichtspunkt, unter dem die Kennzeichnung erfolgt ist, aus der Schilderung des Zuständlichen, in dem der Wesenszug eines Stiles gefunden werden muß, in den Bereich der Ursachen des Zuständlichen verlegt, und es ist auch da nur eine der Ursachen zur Kennzeichnung herangezogen. Das kann schon logisch nicht befriedigen. Es kommt aber hinzu, daß sachlich nicht etwa nur mit einem der kurzformeligen Ausdrücke, sondern auch mit weitergehenden Kennzeichnungen der Stile immer vom Weltanschaulichen her, so z. B. mit Begriffen wie „Traditionalismus“ oder „dynamische Wirtschaftsgesinnung“ kaum eine wirkliche lebendige Vorstellung von dem Charakter einer solchen Stil entsprechenden Wirtschaft erreicht werden kann.

Die Stillehre hat natürlich auch die Aufgabe, die Frage nach der Entstehung der Stile aufzuwerfen und so weit möglich zu beantworten. Aber diese Erklärung des Ursprungs eines Stiles bildet nicht einen Bestandteil der Wesenszüge desselben und kann nicht darüber hinwegheben, daß das Hauptaugenmerk auf die Wesenszüge, wenn möglich auf das Phänomenologische des Stiles zu lenken ist. Soll die Ursache zum Merkmal der Stile gemacht werden, so könnte es auch wieder nie genügen, für eine Differenzierung nur bei einem der zu unterscheidenden Elemente einer Reihe und nur auf eine von mehreren Ursachen abzuheben.

Anders ist es aber bei M.-A.s Wirtschaftsstilehre. Sie zielt in erster Linie darauf ab, die Entstehung der Stile von der Weltanschauung her zu zeigen und damit die spiritualistische Wurzel der Stile nachzuweisen: da ist als letzte Ursache ein Weltbild, dieses erzeugt eine Gesinnung, und diese Gesinnung bringt jene Haltung, die sich im wirtschaftlichen Handeln beobachten läßt und an dem der Stil zu kennzeichnen ist.

¹ Vgl. Berve, Griechische Geschichte S. 290. Hasebrock a. a. O. passim.

Die Kennzeichnung des „einheitlichen Ausdrucks“ und der „einheitlichen Haltung“ selbst tritt demgegenüber zurück. Die weltanschauliche Gebundenheit erscheint immer als das Prius, und die Charakterisierung des Stiles ergibt sich geradezu aus der Überzeugung von dem Verankertsein der Wirtschaftskultur in der Weltanschauung als einer freilich der ältesten und wichtigsten Emanation des Geistes. So steht immer nur diese eine Orientierung im Vordergrund, und wie denn M.-A. selbst einräumen muß, daß es möglich sei, ihm die Vernachlässigung der biologischen Eigenart der einzelnen Völker und Staaten zum Vorwurf zu machen,¹ eine entsprechende Würdigung finden diese Mächte des historischen Geschehens jedoch nicht.

Nun ist es aber in M.-A.s Stiltheorie auch zum mindesten nicht konsequent, wenn M.-A. einerseits die Universalität des Stilgedankens fordert, also fordert, daß die Erscheinungen aller Lebensgebiete das Gepräge einer dynamischen Gesinnung an sich tragen und damit in die spezifische Ausdruckseinheit eingliedert werden, dann aber sich über jenen tiefgehenden Wandel des Stiles im Bereich der Kunst völlig hinwegsetzt, der innerhalb der drei Jahrhunderte von der Renaissance über den Barock zum Rokoko führte. Nimmt man M.-A.s Kennzeichnung des Stiles als „Einheitlichkeit des Ausdrucks auf allen Lebensgebieten“ mit voller Konsequenz, so dürften nicht in einen Zeitraum, den man für den Stil einheitlich verstanden wissen will, in einem der wichtigsten Kulturbereiche, dem der Kunst, drei Stilarten eingereiht werden müssen, so daß also offenbar eine Diskrepanz zwischen dem Kunststil und dem Stil des sonstigen Kulturlebens bestanden hat.

Es hätte M.-A. selbst daher gerade durch seine Stilauffassung² und insbesondere die Universalität, in der er den Stil immer verstanden wissen will, bedenklich machen müssen auch das Mittelalter als eine einzige einheitliche Stilepoche aufzufassen, da doch mindestens der Durchbruch der Gotik eine nicht zu übersehende

¹ M.-A., Genealogie S. 261.

² M.-A. hat (S. 117) mit einer Reihe von Gesichtspunkten gezeigt, daß in Holland die Wandlung des Kunststiles unter dem Einfluß jener des Wirtschaftsstiles eingetreten sei. Das ist für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zutreffend, schafft aber die im Text angedeutete Inkonsistenz in seinem Stilbegriff nicht aus der Welt.

Zäsur bedeutet. Von den altchristlichen Basiliken über die romanische Baukunst zur Gotik liegt eine Entwicklung, in der sogar Veränderungen in dem Verhältnis des Menschen zum Religiösen deutlichen Ausdruck gewinnen, eine Entwicklung, die, was die Gotik anlangt, aber auch als technischer Fortschritt erkannt werden muß, der, wie Dvořak sagt,¹ einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Menschheit bedeutet, nicht zum mindesten weil ihre Konstruktion nicht etwa nur aus technischen Motiven heraus entstanden ist, sondern als das Produkt des geistigen Strebens nach Entmaterialisierung verstanden werden muß. Die gotische Baukunst ist das stärkste Zeugnis für das Vorhandensein des Gefühls, für die Überlegenheit des Geistigen über dem materiellen Erleben. Und damit kann das Aufkommen der Gotik gar nicht ernst genug als Stilepoche gesehen werden, die es unmöglich macht, das Mittelalter als ein geistig einheitliches Zeitalter zu nehmen. Der Monotheismus des Mittelalters ist weder selbst ideologisch noch in seinen Wirkungen auf die Lebensformen in allen Kulturbereichen als zwingende Grundlage eines konstanten und damit einheitlichen Stiles zu erkennen, worüber unten noch Weiteres zu sagen sein wird.

IV. Die Weltanschauungsepochen als Perioden des Wirtschaftsstiles

1. Grundsätzliches

Es ist hier kurz vorzuschicken, daß die folgenden Ausführungen sich bezüglich dessen, was unter Weltanschauung zu verstehen ist, der Auffassung anschließt, die M.-A. gewählt hat, er handelt immer von religiöser Weltanschauung. Für die Kritik gab es hier keine andere Möglichkeit.

Es ist wohl begreiflich, daß M.-A. bei diesem ersten Wurf einer solchen weltanschaulichen Stiltheorie die Weltanschauungen nur in ganz großen Gruppen, in den hervorragendsten Typen auf ihre Bedeutung für die Wirtschaft hin untersucht hat. Und es ist ebenso verständlich, daß er die mittelalterliche und insbesondere die neuzeitliche Weltanschauung viel eingehender

¹ Max Dvořak, Kunstgeschichte als Geistesgeschichte. Studien zur abendländischen Kunstentwicklung, 4. Aufl. 1928, S. 54 ff.

behandelt hat als alles übrige, nicht nur, weil hierfür die historischen Quellen reicher fließen, sondern auch weil das Interesse in viel stärkerem Ausmaße auf die der Gegenwart näher liegenden Zeiträume gerichtet ist. Dieses Verstehen kann aber nicht davon abhalten einmal festzustellen, daß für die Beweisführung zugunsten einer Allgemeingültigkeit des von ihm behaupteten Zusammenhanges die weiter zurückliegenden Zeiträume nicht minder wichtig sind, und zweitens Bedenken anzumelden dagegen, daß infolge des Zugrundelegens dieser ganz großen Weltanschauungsgruppen sowohl so ganz verschiedene Völker als auch so ganz große Zeiträume in Eins zusammengefaßt werden. Die Gefahr von bedenklichen, ja geradezu irreführenden Generalisierungen ist dann ganz offenkundig. Gerade für die neue Zeiträume M.-A. ausdrücklich die Zerrissenheit der Weltanschauung, d. h. also das Nebeneinander einer Mehrheit solcher ein und ist bemüht, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Aber warum nur hier? Freilich, die Zeit vom ausgehenden 15. bis zum 17. Jahrhundert war ein ausgesprochen religiöses Zeitalter im Sinne jenes Wechsels zwischen religiösen und areligiösen Zeitaltern, den der allzu rasch vergessene Karl Hillebrand schon beobachtet hat.¹ Und es läßt sich wohl ungefähr sagen, daß schon aus der Natur der Sache gerade die religiös bewegtesten Zeiten am wenigsten Einheitlichkeit in weltanschaulicher Richtung zeigen, wofür ja gerade auch an die ersten nachchristlichen Jahrhunderte zu erinnern ist. Sind die Menschen der theologischen Diskussionen müder geworden, oder ist in dem Kampf der Weltanschauungen eine zu überlegenem Sieg gelangt, für die dann einsetzenden Zeiten kann weltanschauliche Gefestetheit vorausgesetzt werden.

Schon mit Rücksicht auf dieses periodische Schwanken der Religiosität und die zeitweilig auffallende Zerrissenheit „der Weltanschauung“ scheint aber die Zusammenfassung langer Zeiträume zu einheitlichen Weltanschauungsepochen immer erst eines besonderen Beweises ihrer Berechtigung zu bedürfen. Was aber das Nebeneinander verschiedener Weltanschauungen, die weltanschauliche Uneinheitlichkeit anlangt: gewiß hatte oft und

¹ Karl Hillebrand, *Zeiten, Völker und Menschen*, Bd. VII. Kulturgeschichtliches. Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung S. 22.

längere Zeiten hindurch eine solche weltanschauliche Zerrissenheit einer Gesellschaft bestanden und danach ist es jeweils auf die Kraft einer der bestehenden Weltanschauungen, auf ihre Geltung, angekommen, welche unter ihnen für die Haltung der ganzen Bevölkerung am entscheidendsten war. Auch dann bleibt noch fraglich, ob die vorherrschende Weltanschauung von einer geistig gehobenen Schicht oder von der breiten Volksmasse getragen wird.

Gewiß ist nun, daß nicht etwa nur der Inhalt einer Weltanschauung, sondern auch ihre Kraft keineswegs schlechthin in solcher Beständigkeit anzunehmen ist, wie es M.-A. voraussetzt, wenn er einfach von Polytheismus spricht und dessen Zeitalter das monotheistische Zeitalter und folgerichtig ebenso auch dem polytheistischen Wirtschaftsstil den monotheistischen gegenüberstellt. Der Zusammenhang zwischen einer bestimmten Weltanschauung und einer bestimmten ihr entsprechenden Kultur ist aber jedenfalls a priori um so fraglicher, je größer der Zeitraum ist, dessen Kultur mit der Geltung einer Weltanschauung verbunden gedacht werden soll, und es ist wohl auch bei Behauptung eines solchen Zusammenhanges um so viel mehr Vorsicht geboten, je reicher das kulturelle und geistige Leben der beobachteten Völker innerhalb des betreffenden Zeitalters gewesen ist.

Ich möchte nun nicht etwa in dem Sinne mißverstanden sein, als ob ich die Gliederung der M.-A.schen Untersuchungen nach den vier Weltanschauungsarten, der magischen, animistischen, polytheistischen und monotheistischen, überhaupt ablehnte. Im Gegenteil möchte ich ausdrücklich feststellen, wie sehr ich überzeugt bin, daß Einblicke in größere Zusammenhänge, in Zusammenhänge zwischen epochalen Erscheinungen und Größen, wie sie die soziologische Forschung anstrebt, um gewisse Gesetzmäßigkeiten im Werden der menschlichen Gesellschaft zu erkennen, ohne weitgehende Abstraktionen vom historischen Detail nicht zu gewinnen sind, ja daß, namentlich um solchen Zusammenhängen auf die Spur zu kommen, die Abstraktion um so kühner sein muß. Ich stehe nicht an, hierfür mich zu einem Worte K. Vosslers zu bekennen, wenn er in einer Kritik schrieb: „Die Irrtümer eines selbständig Denkenden sind immer noch hundertmal wertvoller und rühmlicher als die Erfolge eines Gedanken-

losen.“ M.-A. ist ein selbständig Denkender, und ich bin auch weit entfernt, ihm wissenschaftliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit abzusprechen. Aber meine schon an anderer Stelle¹ zum Ausdruck gebrachte Freude, daß dieses Buch von ausgesprochen idealistischer wissenschaftlicher Gesinnung getragen ist, kann mich der Pflicht nicht entheben, auf die Gefahren zu weitgehender Abstraktion und damit unhaltbarer Generalisierungen hinzuweisen.

M.-A. ist der Gefahr solcher Generalisierung nicht entgangen, indem er eine Vielheit verschiedenster Zeitalter schon unter den einen Begriff des Polytheismus so zusammenzwingt, wie es mit unserem Wissen von den Dingen nicht vereinbar ist. Es kann nicht anders sein, als daß sich da grundsätzlich schon die Frage aufdrängt, ob sich da die Wesenszüge des Stiles der Kultur und speziell der Wirtschaft im Sinne M.-A.s noch erhalten zeigen können? Wenn als Stil die in den verschiedenen Lebensgebieten sichtbar werdende Einheit des Ausdrucks und der Haltung gelten soll, dann kann unmöglich von einer Einheitlichkeit des Stiles während der ganzen griechischen Antike geschweige denn von einem einheitlichen Stil im ganzen Bereich des Polytheismus geredet werden.

Wenn die Weltanschauung das den Wirtschaftsstil bestimmende Element sein soll, dann kann nur an den Einfluß des Glaubenwollens oder Glaubenmüssens der einzelnen Menschen als Folge ihrer Weltanschauung auf ihre „Haltung“ gedacht sein. Gleichviel, ob monistisch oder dualistisch, ob religiös oder areligiös, je nachdem das Verhältnis des Menschen zur Welt aus einem Verhältnis zu Gott erfaßt wird oder nicht, ob optimistisch oder pessimistisch, je nachdem man an einen Aufstieg der Menschheit zu höherer Gesittung und Kultur glaubt oder solchen leugnet: immer ist das Entscheidende an einer Weltanschauung in ihrer Bedeutung für die Wirtschaft notwendig darin zu sehen, ob sie voluntaristisch oder fatalistisch ist, d. h. ob sich das Individuum von der Weltanschauung her mit seiner Überzeugung oder seinem Glauben befähigt erachtet, seine Umwelt zu gestalten.

¹ In meiner oben erwähnten Besprechung des Buches Jb. f. Nat. Bd. 154 S. 530.

ten im Sinne dessen, was ihm vernünftig dünkt, oder ob es sich im wesentlichen passiv als Objekt in der Machtsphäre einer höheren Gewalt allem fügt, was von außen von anderen Gewalten her an den Menschen herantritt. In diesem Zuge der Weltanschauung liegt überhaupt ein wesentliches, vielleicht das für ihren ethischen Gehalt wichtigste Element. Je primitiver die Menschen, um so fatalistischer ist in der Regel ihre Weltanschauung, und erst mit zunehmender Reife erhält die Weltanschauung den ethischen Gehalt, der schließlich auch den Voluntarismus in der Wirtschaft entwickeln und stützen kann.

Will man unter der Weltanschauung einfach das Verhältnis verstehen, das der Mensch dem Gesamtleben gegenüber einnimmt, d. h. dem ganzen Dasein in seiner Welt, so ergibt sich daraus freilich schon, daß die Weltanschauung abhängig ist von dem, was die Welt jedes Einzelnen ist.¹ Was ist diese Welt des Einzelnen? Es bedarf keiner Begründung, daß Weltanschauung in diesem Sinne ganz anders ausfallen muß, wenn der schlichte aber immerhin auch der gebildete Mensch zu seiner Welt Stellung nimmt, als wenn eine umfassende wissenschaftliche Kenntnis von der Welt zur Grundlage der Erkenntnis des Weltganzen wird, und es ist damit auch evident, daß nicht nur die Menschheit die längste Zeit im Banne vorwissenschaftlicher Weltanschauungen gestanden hat, sondern daß auch, wenn eine ganze Volksbewegung auf eine Weltanschauung eingestellt ist, diese Weltanschauung keine wissenschaftliche sein kann, sondern eine solche des Glaubens, also in der Regel eine religiöse sein wird. Scheidet schon unter diesem Gesichtspunkt eine wissenschaftliche Auffassung für Weltanschauung als Grundlage der Wirtschaft in der Regel aus, so kommt noch Folgendes in Betracht, was in der gleichen Richtung wirkt: die Macht einer vorwissenschaftlichen oder unwissenschaftlichen Weltanschauung wird immer größer sein als die einer gleichzeitig vorhandenen wissenschaftlichen. Das gilt vor allem von der religiösen. Die größte Rolle konnte denn auch gewiß der religiöse Glaube als Fundament einer die Wirtschaft bestimmenden Weltanschauung zweifellos die längste Zeit gespielt haben. Ob dies der Fall sein konnte, hing eben von dem konkreten ethischen Gehalt des religiösen Glaubens ab.

Immer kommt es darauf an, ob uns überhaupt und wenn ja, zu welcher Haltung in den konkreten Lebenslagen unsere Weltanschauung uns bestimmt. Unter diesem Gesichtspunkt ist Weltanschauung, wenn sie diese Bestimmung erfüllt, geradezu als Lebensauffassung zu bezeichnen, zum Unterschiede von einer das Praktische außer Betracht lassenden bloß kontemplativen Weltanschauung. Die Weltanschauung als Lebensauffassung gibt für die ent-

¹ Vgl. hierzu Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Art. Weltanschauung, 4. Aufl.; Müller-Freienfels, Persönlichkeit und Weltanschauung, 2. Aufl. 1923.

scheidenden Augenblicke des Lebens Haltung. Daß solche Haltung aber verschiedene Wurzeln haben kann, außer dem religiösen Glauben auch andere Regungen in dem alogisch wollenden und fühlenden Menschen, steht außer Zweifel. Es wird darauf zurückzukommen sein.

Gegen die, wie M.-A. selbst sagt, skizzenhafte Darlegung über die in der vorgeschichtlichen Zeit, in der magischen Epoche und in der des Animismus zu beobachtende Beherrschtheit der Wirtschaft durch die Weltanschauung sind denn auch erhebliche Bedenken nicht zu erheben. Das Wirtschaften scheint sich da überall ganz wesentlich im Technischen, und zwar in der Technik des materiellen Produzierens zu erschöpfen, und wie alle Kulturercheinungen steht eben auch die Technik im Banne des Zaubers und des Fetisches. Diese behalten ihre Kraft, wenn auch mit der Entwicklung zu größerer Reife wenigstens von den „Künstlern“ der Technik, den Zauberern, die Dinge rational erfaßt waren.¹

Anders steht es schon bezüglich des Polytheismus. Auch hier scheint es sich nach M.-A. in erster Linie um die Frage zu handeln, welchen Einfluß das polytheistische Weltbild auf die Entwicklung der Technik gehabt hat. Ausdrücklich aber sagt er, „Entscheidendes“ bedeute der Polytheismus für die Gestaltung auch der politisch sozialen Organisation. Die wirtschaftliche Tragweite der mit dem Götterhimmel geschaffenen klareren Trennung des Natürlichen und des Sakralen komme jedoch kaum anders zur Geltung als in der Gewinnung neuer Wertkategorien, was sich sozial namentlich in der Bildung neuer Herrschaftsverhältnisse äußere. Ob sich das nun wohl von allen Polytheismen behaupten läßt?

2. Polytheismus eine einheitliche Epoche?

Eine Untersuchung der Bedeutung des Polytheismus für die Wirtschaftsentwicklung und den Wirtschaftsstil der polytheistischen Völker muß dem Gesagten zufolge der Mannigfaltigkeit

¹ Man darf nur allerdings nicht meinen, daß, was uns als Zauber abergläubisch und arational erscheint, es auch in den Augen der Primitiven selbst gewesen ist (Thurnwald a. a. O. III S. 205). Nicht nur Mystik liegt in diesen Zaubereien, sondern gemäß der Geistesverfassung des Volkes eine Verflechtung mit dem Geist des Zauberers, der eben die Arbeit und die Arbeitenden beherrscht. Je entwickelter das Volk, um so mehr steht eigentlich handwerksmäßige Kenntnis neben Magie (Thurnwald a. a. O. S. 102).

in den Erscheinungsformen des Polytheismus gerecht werden, sie muß also besonders, z. B. mindestens für Ägypten, für die mesopotamischen Reiche, für das vorschristliche Griechenland den Einfluß des jeweils bodenständigen Götterglaubens auf die Staats- und Gesellschaftsordnung und auf die Wirtschaftsgestaltung untersuchen. Es ist dabei natürlich auf die Wandlungen in der Weltanschauung im Laufe der Zeit bei jedem einzelnen Volk das Augenmerk zu lenken. Dann aber müßte auch versucht werden aufzuklären, welche Umstände oder Kräfte diese Veränderungen in der Religion, soweit sie weltanschauliche Bedeutung für Staat und Wirtschaft haben können, tatsächlich herbeigeführt haben, und welche anderen Momente bei im wesentlichen gleicher oder gleichgebliebener Weltanschauung die tiefergehenden Veränderungen in der Staatsentwicklung und im wirtschaftlichen Leben zu erklären vermögen.

Es genügt also nicht, z. B. die Absolutheit der Königsherrschaft in Ägypten und im altbabylonischen Reich festzustellen, zu zeigen, daß hier wie dort der Untertan Objekt der politischen Herrschaft, daher auch grundsätzlich unfrei ist, daß die Königswirtschaft sich als riesige Hauswirtschaft mit Eingliederung der Untertanen in dieses Gefüge ansehen lasse, sondern es muß auch an die Erklärung der Tatsache herangegangen werden, daß zum Unterschied von Ägypten in Altbabylon die Tempelwirtschaften geradezu in Konkurrenz mit der Königswirtschaft treten konnten und daß hier auch mindestens andere Große eine selbständige Wirtschaft führen konnten, so daß doch in Altbabylon in ganz anderem Sinne von einer Verkehrswirtschaft geredet werden kann als bei Altägypten. Es steht wohl zu vermuten, daß auch die Struktur des Handels, gleichviel ob des Binnenhandels oder jene des Handels über die Reichsgrenzen hinweg, in den beiden Kulturgebieten ungleich gewesen ist, als eine Folge der Verschiedenheit der Gesamtstruktur der Wirtschaft. Alle solchen Vergleiche laufen großenteils auf Fragen hinaus, in deren Beantwortung individuelle Schätzungen eine Rolle spielen, wodurch, wenn diese Schätzungen von verschiedenen Forschern unternommen werden, inkomparabele Größen auftreten. W. Ottos sorgfältigem Urteil ist allerdings zu trauen, wenn er die ägyptische Wirtschaft des alten und des neuen Reiches bis zur La-

gidenzeit als stationär stagnierend beurteilt. Im Gegensatz dazu sein Urteil über das Wirtschaftsleben Altbabylons, das wenigstens epochenweise ausgesprochen dynamische Züge erkennen lasse. Mag dabei z. B. auch auf die weit fortgeschrittene Arbeitsteilung (sowohl Produktionsteilung wie Spezialisierung), auf die Ausbildung eines regen und technisch entwickelten Kreditwesens hingewiesen werden, so daß man geneigt wäre, auf eine nahe an neuzeitliche Verhältnisse herangehende Beweglichkeit und Betriebsamkeit der altbabylonischen Wirtschaft zu schließen, so ist auch dies für eine Vergleichung etwa mit Altägypten noch nicht so ganz zureichend. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß die ins Sozialpolitische ausstrahlende Reaktion gegenüber dem Wirksamwerden einer gewissen Wirtschaftsdynamik als Symptom dafür gelten kann, daß die Kennzeichnung dieser Wirtschaftsepoche Babylons als einer Spielart von Kapitalismus wirklich zu rechtfertigen ist, während für das Ägypten jener Zeit die Grundlage zu solcher Schlußfolgerung nicht vorliegt. Denn daß Könige Ägyptens sich jeweils bemüht haben, ihr segensreiches Wirken auch zugunsten der Armen und Schwachen nachzuweisen, kann nicht als eine außergewöhnliche Tatsache aufgefaßt werden. Besonders maßgebend ist, wie Otto m. E. mit Recht hervorhebt, das Fehlen von Daten, aus denen für Ägypten auf das Funktionieren eines Innenhandels geschlossen werden könnte, während dafür reichlich epigraphisches Material für Altbabylon vorliegt. Wie Altbabylon politisch überaus regsam über die Grenzen seines eigenen Gebietes hinausgriff bis zum Welt-herrschaftsgedanken, so hat auch seine Wirtschaft über seine Grenzen hinaus gewirkt. Babylon hatte schon in der Mitte des 3. Jahrtausends ein Doppelwährungssystem zwischen Getreide und Silber, während für Ägypten erst in der Mitte des 2. Jahrtausends Metallgeld feststellbar ist.

Auch die Phöniker haben frühzeitig eine erhebliche wirtschaftliche Expansion sehen lassen, die als kapitalistisch bewertet werden muß. Aber diese Entwicklung des Kapitalismus war nicht etwa an den Polytheismus gebunden, denn auch die monotheistischen Israeliten haben wenigstens zweifellos nach dem Exil kapitalistische Züge in ihrer Wirtschaft wie auch reichlich sozialpolitische Reaktion im Gesetz entwickelt.

Indem ich das hervorhebe, vergesse ich nicht, daß M.-A. dem „Kapitalismus“ die Verwendbarkeit für eine Stilkennzeichnung abspricht, was, wie an anderer Stelle schon bemerkt wurde, seine guten Gründe hat.

Allein erstens ist schon die Entwicklung zum Kapitalismus und sind seine Erscheinungsformen nicht gleichartig, ja so mannigfaltig, daß es wohl zu rechtfertigen ist, einen Wirtschaftsstil mindestens mit durch die in ihm zu beobachtende Art des Kapitalismus zu kennzeichnen, und das um so mehr, als zweitens jedem Kapitalismus in irgendeiner Richtung eine gewisse Dynamik innewohnt, wobei auch wieder ohne weiters M.-A. zuzugeben ist, daß die kapitalistische Dynamik des neuzeitlichen Wirtschaftsstiles sich mehr als je vorher in der Entwicklung der Produktionstechnik zeigt, wovon noch an anderer Stelle zu sprechen sein wird.

Es ist aber unter allen Umständen an Ottos Warnung zu erinnern, wenn er sagt, man dürfe keinesfalls das Altertum so einheitlich sehen, als ob es von einer bestimmten Zeit an und dann für alle Dauer sowie für die Gesamtheit der zum antiken Kulturkreis gehörenden Gebiete einer Periode des Kapitalismus zugewiesen werden könnte. Denn für die antike Wirtschaft ist „starke wirtschaftliche Verschiedenheit sogar zwischen einander nahestehenden Gebieten zu derselben Zeit und ein starkes Auf und Ab während der vieltausendjährigen Entwicklung kennzeichnend“.¹

Es ist nicht ein Polytheismus wie der andere und ganz gewiß hat nicht einer wie der andere auf Staat und Wirtschaft gewirkt.

¹ W. Otto, Kulturgeschichte S. 32. Zu vergl. auch F. Heichelheim, Welthistorische Gesichtspunkte zu den vormittelalterlichen Wirtschaftsepochen in Sombart-Festgabe (Jb. f. Ges. 56. Jg.) S. 164 f. und 174 ff. Br. Meißner, Babylonien und Assyrien I. (Kulturgeschichtliche Bibliothek, I. Reihe Bd. 3) S. 336 ff. Ders., Warenpreise in Babylonien, Abh. d. preuß. Ak. d. Wiss. 1936 Nr. 1. W. Schwenzner, Zum babylonischen Wirtschaftsleben. Studien über Wirtschaftsbetrieb, Preise, Darlehen und Agrarverhältnisse (Mitt. d. Vorderasiat. Ges. XIX 3). Heichelheim, Ausbreitung der Münzgeldwirtschaft und der Wirtschaftsstil im archaischen Griechenland (Jb. f. Ges. 55 Bd. S. 229). Zu der Warnung Ottos paßt auch jene J. Huizingas (Wege zur Kulturgeschichte, 1930, S. 75) vor der Meinung, es sei in der Periodisierung der Kulturgeschichte Exaktheit erreichbar.

Nicht etwa nur die zeitlich zu weit auseinander liegenden Weltbilder von Altbabylon und Althellas braucht man einander gegenüberzustellen, um solche Verschiedenheit zu beweisen, es genügt, das sonnige menschnahe Pantheon der Griechen, vom homerischen angefangen mit dem gleichzeitigen persischen zu vergleichen. Gewiß ist der Gott zu Delphoi, der durch so viele Jahrhunderte, wengleich nicht immer gleich mächtig wirksame Gott nicht nur klug und weitherzig, sondern es spielen in seinem Kult „olympische Ferne, dorische Wahrung der geheiligten Satzungen, Pflege des Heroenkultes wie der Grabriten, dionysischer Rausch und orphische Kathartik zusammen“. Er war eine „schillernde Größe“, und er hat in seinem Orakel parteiisch sich menschlichen Interessen auch freundlich gezeigt, hat die Gläubigen in scheuer Ehrfurcht und Distanz halten müssen und zu halten vermocht, namentlich um seine panhellenische Stellung zu behaupten. Aber dieser Gott hatte doch nichts von jenen furchtbaren Göttern, deren Existenz selbst finster geheimnisumhüllt in unnahbarer Heiligkeit und Kälte grausam in das Leben der zitternden Menschen hineinschlug, kurz nichts von jenen Mächten, die in der persischen Religion in „erschreckender Fremdheit“ den Menschen gegenüberstanden. Namentlich aber fehlt im religiösen Leben der Griechen das unheimliche Zwischenglied zwischen Mensch und Gott, die „Priesterkaste, die in Persien in ihrer souveränen Art die Masse im Bann dieses furchtbaren Glaubens zu halten wußte. Diese grausame den lebensfrohen Griechen mit Vernichtung bedrohende Religion war helenischem Sinne „im Tiefsten entgegen“ (Berve).

Die Religionen waren verschieden, weil die Menschen verschieden waren. Den Menschen des vorderen Orients, „geistig unbewegt, seelisch spannungslos, deren Dasein der sinnlichen Anmut entbehrte“, mochte diese grausame Religion mit den kalten erbarmungslosen unnahbaren Baalen wohl taugen, nicht dem lebensfrohen schönheitsdurstigen phantasiegetränkten Hellenen, dessen staatsrechtliches Grundideal die Isonomie auch nur Ausdruck des stets lebendigen Bedürfnisses nach Harmonie ist. „Nicht nur ein Kampf zwischen zwei Völkern, nicht nur das Ringen von Freiheit gegen Despotie war bei Salamis und Plataiai entschieden worden, der autonome Mensch des Abendlandes

hat dort seine Existenz behauptet und durch ihre Behauptung sie herrlich gesteigert.“ (Berve.) So war auch das Weltbild des vorderasiatischen Menschen selbstverständlich notwendig ein wesentlich anderes als das gleichfalls polytheistische der Hellenen.

3. Weltanschauung, Ethik und Wirtschaft im antiken Griechenland

a) Verschiedenheiten und Wandlungen im Religiösen

Es liefert aber die Geschichte der hellenischen Weltanschauung geradezu auch ein Paradigma für das Unbeständige oder richtiger für das beständige Werden in der Religion, das Nebeneinander von Tendenzen zum Festhalten an altüberkommenen, nach unseren Begriffen absolut arationale Daimonismen¹ und dem gleichzeitigen Eindringen neuer, fremder Gottheiten. Von einem Bemühen, dem Kultischen immer mehr ein ehtisches Element, gegebenenfalls von außerhalb des Religiösen kommend, an die Seite und schließlich gegenüber zu stellen, ist kaum etwas zu spüren. Unverschuldetes Unglück, das durch Sünden der Vorfahren nach Göttergerechtigkeit herbeigeführt wird, ebenso wie die Bestrafung der Hybris sind Vorwürfe der Dichtung und als solche ein Symptom des Bedürfnisses nach dem Vergeltungselement in der religiösen Ethik. Diese selbst ist unbestimmt genug. Die Götter greifen ein, wo die weltliche Gewalt, der Staat, seine Pflicht versäumt,² jedenfalls von den Menschen keine Rechtshilfe zu erwarten ist. Aber das Eingreifen des Gottes ist zumeist so willkürlich, daß sich von einer natürlichen edlen Gesinnung aus gewaltige Kritik dagegen erhebt (Hesiod). Der Bereich, in dem edle Gesinnung des Staatsbürgers wirksam werden sollte, war groß genug, weil die die längste Zeit nicht geschriebenen Gesetze – der νόμος der Hellenen betraf wesentlich die Haltung der Gemeinwesen – das Handeln des Einzelnen unzulänglich beeinflussen, zumal da das wirkliche Leben wenn auch spät doch reichhaltiger und vielgestaltiger wird und gewiß gerade auch im Wirtschaftlichen, sofern es sich dort zunächst nur um die Erzielung einer anständigen Haltung handelt, die Rechtsprechung

¹ Otto Kern, Die Religion der Griechen, II. Bd., Berlin 1935, S. 277 u. 285.

² v. Wilamowitz-Möllendorff a. a. O. II S. 122.

des souveränen Volkes nur sehr annähernd Richtlinien schuf.¹ Die Edelsten und Besten haben zwar wohl als Religiosität die Eusebeia, die kultische Pflichterfüllung, als Voraussetzung für die Gunst der Götter gelehrt, aber die Sophrosyne, das Maßhalten, die Beherrschtheit, die ihnen als höchster sittlicher Wert und als das eigentliche Ziel des sittlichen Werdens galt, ist von der Religion losgelöst.² Die Menge des Volkes ist übrigens aus dem Bereich der olympischen Religiosität immer mehr in Aberglauben, Orakel- und Prophetenglauben verfallen. Aber auch hierin ist keine Beständigkeit anzunehmen, vielmehr ist das Schwanken des athenischen Schicksals zwischen Erfolg und Mißerfolg, Glücks- und Unglückszeiten auch vom Auf und Ab der Religiosität und des Aberglaubenunfuges begleitet.³ Diejenigen, die vor dem Abstieg der Sittlichkeit warnten, die großen Denker wie Solon und die Tragiker, waren es, die die moralische Idee wohl auch in der griechischen Religion noch mehr aber über sie hinaus zu entwickeln bemüht waren.

Es ist kaum zu entscheiden, ob die größten Führer des athenischen Volkes, Peisistratos und Perikles, nicht vielleicht schon die kultische Seite der griechischen Religion als eine Notwendigkeit im Interesse des Staatswohles erkannten, gepflegt wissen wollten und dementsprechend den Bau der großen Heiligtümer (Eleusis und Parthenon!) betrieben.⁴ Jedenfalls ist nicht zu entscheiden, wie weit Perikles selbst an die hellenische Götterwelt geglaubt hat.

Das für unsere Betrachtung Wichtige ist gerade das Überwiegen des Kultischen in der griechischen Religion. Indem dem Kult der Götter die Fürsorge durch den Bau der berühmten

¹ v. Wilamowitz-Möllendorff, Staat und Gesellschaft der Griechen 2. Aufl. S. 56 über ungeschriebene und geschriebene Gesetze, sowie über Nomos S. 62 ff., den spartanischen Nomos S. 84. Schoemann-Lipsius, Griechische Altertümer S. 514 ff. Dazu auch Berve a. a. O. S. 287 und 302.

² Ebenda S. 124. Die *σωφροσύνη* war übrigens nur im Mutterland zu finden. Sie fehlte z. B. im Sizilischen (Berve a. a. O. S. 283).

³ O. Kern a. a. O. Bd. II S. 288. An Intoleranz hat es nicht nur gegenüber den Gottlosen, wie die Fälle Anaxagoras, Diagoras v. Melos und natürlich auch Sokrates beweisen, sondern auch gegenüber wissenschaftlichem Denken nicht gefehlt (Kern a. a. O. II S. 288 und 297).

⁴ Kern a. a. O. II S. 284.

Heimstätten zugewendet wurde, ward praktisch auch von den großen Führern Religion betätigt.¹ Auch die großen Denker lassen keineswegs die Eusebeia immer vermissen. Das Gebet des Sokrates zur Liebesgöttin, sein Schwur bei Hera, ebenso wie die Verehrungskundgebung gegenüber dem jüngsten großen griechischen Gott Asklepios gelten als Ausdruck für die Bejahung der Religion. In den dem Kult gewidmeten großartigen Leistungen Athens als der „stärksten Veste der hellenischen Götter“² war auch die innere, eben religiöse Rechtfertigung für die Vormachtstellung Athens innerhalb des Griechentums verankert. Dies entsprach der Religion des Volkes.

Nun hat mit diesem Kultischen gewiß auch die Andacht als ethisch relevantes Moment eine Pflege erfahren, und es ist bezeichnend für das Verkörperungsbedürfnis der Griechen, daß nur gewisse Kunstschöpfungen, die Rundskulpturen, als geeignet und würdig erachtet wurden, die Andacht zu fördern, ja herbeizuführen.³ Aber über dieser überragenden Rolle des Kultischen ist die moralische Seite der Religion in unserem Sinne zweifellos zu kurz gekommen. Die Theogonie und Kosmogonie, die der Mythos gab, sind wohl die Grundlagen, mit denen Vorstellungen von der Macht der Götter und ihrem Wirken auf den verschiedenen Gebieten des Lebens geweckt und erhalten wurden, aber sie führen nicht zu einem bestimmten Ethos, nicht zu einem auch nur traditional lebendigen Kodex für das Urteilen und Handeln. Und das kann bei den völlig ins Menschliche gerückten Eigenschaften der Götter des Olymp nicht anders sein.⁴

¹ Helmut Berve, Griechische Geschichte, Erste Hälfte, 1931, S. 207, betont für Peisistratos' Zeit den religiösen Zug zu den Mysterien und stellt damit eine Etappe fest, in der die Olympier, deren „seliges Dasein dem ethischen Sinn der Mutterlandsgriechen nie das Höchste gewesen war“, wieder aus erhabenen Menschen mehr zu Mächten geworden sind, die man waltend über sich empfand.

² Kern a. a. O. II S. 79 und S. 598.

³ Ebenda S. 274.

⁴ In den Eumeniden ist ja nicht Orest, sondern Apollon der für die Tat Verantwortliche, und erst das Urteil der mutterlos gezeugten Athene über den Mord an der Mutter bringt die Entscheidung gegenüber dem unentschiedenen Urteil der Richter zugunsten Apollons und damit Orests.

Einer Religiosität mit wirklicher, stärker moralisierender Tragweite des Gottesglaubens stand doch wohl schon im Wege, wie die Hellenen ihre Götter gesehen haben: nichts weniger als Verkörperungen restloser Reinheit, Makellosigkeit, Gerechtigkeit und Güte. Sondern mit menschlichen Schwächen belastet treten sie auf und handeln sie. In trügerischen Verwandlungen (Jo in Aischylos' Prometheus) sind die Olympier den Menschen gegenüber getreten und haben sie tatsächlich betrogen, in Schuld und Unrecht gedrängt (Orestes), nach Willkür sind sie über sie ins Gericht gegangen. Nicht nur im homerischen Pantheon, sondern auch später, namentlich als der Gedanke von dem neidischen Wesen der Götter immer mehr um sich griff,¹ und unsagbar viel Unheil, das über die Menschen kam, mit der Verletztheit des Neides eines Gottes erklärt wurde. Die Gottheit ist nicht schlechthin gut, wie Aischylos es zwar nicht „blasphemisch“ wie Euripides anklagend ausspricht, aber in Zeus' und Apollons Taten zeigt, sie ist nicht als Träger reiner Sittlichkeit, und gewiß nicht als sittliches Vorbild wirksam geworden.² Wie konnte da die Religion die Quelle aller Sittlichkeit sein? Mußte nicht von außerhalb der Religion her erst ein Auftrieb für die Entwicklung einer edleren Sittlichkeit kommen?

Stärksten ethischen Gehalt hatte wohl die delphische Religion. Freilich kann auch die schwache Seite dieser Gottheit kaum etwas mehr kennzeichnen als die Anknüpfung des Mythos des delphischen Heiligtums an die Entsühnung Apollons vom Drachenmord. Aber der dort an der heiligen Stätte entsühnte Gott erscheint rein geworden, reiner als alle anderen Götter und gewinnt damit auch so ungeheure Verehrungswürdigkeit und Glauben. Die moralische Tendenz der delphischen Religion folgt nicht nur aus den dort in Stein geprägten Mahnworten μηδὲν ἄγαν und γυνῶθι σαυτόν, sondern vor allem aus der kultischen Voraussetzung, daß nur Reinen der Segen und die Gnade des Gottes zukomme, dem Unreinen, dem schlechten Menschen aber überhaupt nichts nutzen könne, worin eben auch der ethisch bedeut-

¹ Kern a. a. O. S. 261 und Wilamowitz, Glaube der Hellenen I S. 39.

² Berve a. a. O. S. 96.

samen Vergeltungsidee Raum gegeben ist¹ und womit ein Appell an das Gewissen gerichtet wird.²

Nun haben die Griechen, wenigstens die Ionier, von Natur aus nicht die Anlage gehabt, die Dinge des Alltags allzu schwer zu nehmen. Berve gibt dem mit prächtigen Worten Ausdruck, wenn er eben allerdings speziell von dem ionischen Menschen sagt: seine Götter streifen alles Dunkle, Geheimnisvolle, alle magischen Wirkungen ab und erscheinen in dem, was jetzt als göttlich empfunden wird, in diesseitiger unmittelbarer menschlicher Realität. Denn nicht seelischem Mangel, erlösungsbedürftigem Minderwertigkeitsgefühl, sondern der positiven lebhaften Bewußtheit eines jugendstarken Lebens entspringt die Religion der ionischen Herren . . . der ionische Herr sucht bei den Göttern des Olympos statt Sicherung gegen seelische Not, die er nicht kennt, statt der Ruhe in Gott, die er nicht braucht, die beglückende Fülle eines vollmenschlichen, aber den menschlichen Unzulänglichkeiten enthobenen Seins. So ist also seine Lebensauffassung, die entstanden ist aus der natürlichen Veranlagung des ionischen Menschen, selbst wieder wohl stark mitbestimmt durch die ihn umgebende Natur, und es ist eine solche Lebensauffassung denn doch eine, und zwar recht wesentliche Wurzel, von der aus die Religion mit ihrem ausgesprochen ästhetisch kultischen Einschlag zu erklären ist.“

Diese Charakteristik der Ionier durch Berve kann in gewissem Ausmaße wohl auch für die Mutterlandgriechen gelten, aber doch schon selbst für die den Ioniern am verwandtesten Athener keineswegs so ganz. Die Verschiedenheit der Stämme hat ihre Wirksamkeit behalten, was sich ja gerade im Perserkriege deutlich fühlbar machte. Wie allgemein die einigende Kraft des Umweltelementes, des Meeres, sich auch zumal in der ersten Zeit nach der Siedlung für das Griechentum ausgewirkt haben mag, die weitere oder engere Beziehung zum Meer hat auf die Dauer auch differenzierend gewirkt, wo nicht schon die stammliche

¹ Kern a. a. O. S. 125.

² „Rein gehe, Fremdling, in des reinen Gottes Heiligtum und bespreng dich mit dem Weihwasser der Nymphen. Gute bedürfen nur einer kleinen Spende; einen schlechten Menschen aber kann auch das ganze Weltenmeer nicht rein waschen.“ (Nach Kern.)

Verschiedenheit zur Geltung kam, die als solche schon groß genug war, um die Mannigfaltigkeit des Pantheons ins Lokale zu steigern, wobei ja nicht zu vergessen ist, daß von allem Anfang die lokale Besonderheit der Kulte bestanden hat.¹

Zu der stammlichen Grundlage der Verschiedenheit gesellte sich auch ein Wandel in der Zeit. Freilich nicht überall. Wer je durch die erhabenen Reste von Eleusis gehen durfte, hat es begreifen gelernt, daß, im Zusammenhang mit dem feinsinnigen Demeter-Kore-Mythos, Mysterien mit diesem heiligen Orte verbunden wurden und so viele Jahrhunderte hindurch verbunden blieben. Aber es ist darüber nicht zu vergessen, daß die verschiedenen Wurzeln der griechischen Religion wie Heroenverehrung und interessenhafte Verbundenheit mit den Naturelementen, je mehr sich die Hauptgrundlage der wirtschaftlichen Existenz änderte, auch verschieden stark auswirkten: bei den von der Natur so viel mehr abhängigen Bauern anders als bei den Polismenschen, deren Dasein so viel mehr anderen Interessen zugewandt war, und es ist eine wichtige Beobachtung Berves, wenn er von der Religiosität des griechischen Landmannes ausführt, daß er, sobald er mit seiner Welt ebenbürtig und bestimmend neben den Adel trat, seinen Göttern des heimischen Bodens, der Fruchtbarkeit, der wirkenden Natur, überhaupt den dunklen Mächten voll unklarer, geheimnisvoller und unbeschränkter Kraft ihre Stelle gab und zugleich die freien Götter der Adelszeit an ihren Ort bannte.²

¹ Es sei hier daran erinnert, daß Ed. Schwartz die Grundlagen der Verschiedenheit der Griechenstämme hinsichtlich ihrer Weltanschauung, Lebensauffassung und ihrer ethischen Haltung bis in die vorepische Zeit zurückführt. Mit meisterhaften Zügen hat er die Einzigartigkeit der starren Grundherrenmoral des dorischen Mutterlands – Herren gezeichnet. (Probleme der antiken Ethik. Ges. Schriften Bd. I S. 15 ff.)

² „Schwer mußte es den großen panhellenischen Stätten werden, ihre Geltung zu behaupten. Der delphische Apollon, der klug Verbindung mit den aufsteigenden Kulturen suchte und dadurch starken Einfluß auf sie gewann, begegnete der Gefahr, der Zeus zu Olympia dagegen ward in seiner Wirkung auf den dorischen und nordwestgriechischen Adel beschränkt, der sich weiter an seinen Agonen vereinte, aber nicht mehr wie einst den Anspruch erheben konnte, die Gesamtheit der Hellenen zu repräsentieren.“ (Berve a. a. O. S. 207.)

Es ist eine richtige Schlußfolgerung, daß die stammlich-politische Differenzierung der hellenischen Welt begleitet war von einer Differenzierung der Götterwelt.

Soweit ich sehe, ist dieser Differenzierung des Kultes bei den verschiedenen Stämmen und wie gesagt vor allem in der Verschiedenheit zwischen Ionien und Mutterland noch keine Sonderuntersuchung zuteil geworden, wenngleich bei Wilamowitz-Möllendorff, bei Kern und insbesondere bei Berve reichlich Hinweise darauf zu finden sind. Aber nicht nur die Verschiedenheit zwischen dorischer Ordnung und dorischer Zucht einerseits und dem Ioniertum sowie der ähnlichen Art der Westgriechen andererseits, der Unterschied zwischen dem von dem Bannkreis dorischen Geistes wirksam berührten Athen in seiner „dorisch-ionischen Doppelseitigkeit“ einerseits, dem freier und ungehemmter fortgebildeten Ioniertum Kleinasiens und Italiens andererseits wirkte sich in der Weiterbildung der Religion und in der Art der religiösen Betätigung aus.

Von den Wandlungen, die in der Griechenreligion eingetreten sind, sind zwei gerade unter diesem Gesichtspunkte für unseren Gedankenkreis von Belang: einmal das Wiederaufkommen der Mystik in der dionysischen Religion, die aus der Fremde ins Mutterland gekommen ist, und zweitens die in eine ganz andere Richtung der Religionsbetätigung führende Vorstellungswelt der Orphiker.

Man weiß nicht sicher, wann die dionysische Religion eingedrungen ist, wahrscheinlich Ende des 7. Jahrhunderts,¹ aber es steht fest, daß, als sie mit der Ekstase der Pythia in den apollinischen Kult von Pytho einbrach, sie den Menschen ein tieferes persönliches Verhältnis zu dem Gotte finden ließ, zu dem Gott, der dem Herzen der Armen und Elenden näherstand als die aristokratischen Olympier: in der Wonne der Ekstase nimmt er den Menschen zu sich hinauf und läßt ihn die Nöte des Lebens vergessen, eine, vielleicht die erste stärkere Ausstrahlung des Erlösungsbedürfnisses des Menschen,² bei der möglicherweise schon soziales Empfinden mit Gevatter gestanden hat. Der Dio-

¹ Berve a. a. O. S. 207 ff.

² Kern a. a. O. II S. 159 ff.

nysoskult entsprach offenbar dem Bedürfnisse nach einer den Massen der Nichtshäbigen etwas bietenden Religion, wofür wohl auch spricht, daß er sich außerordentlich rasch „wie eine epidemische Krankheit“ verbreitet hat.¹ Die Volksreligion der Mysterien ist weder in Thessalien noch in Sparta aufgekommen. Auch Kern weist auf die Landschaften hin, in denen neue Religionen kein Echo gefunden haben, was aus dem Charakter der Landschaft und ihrer Bewohner zu erklären sei. Die Demokratien sind immer empfänglicher dafür gewesen, selbst wenn Fürsten (Athen und Westgriechenland!) sie gefördert hatten. „So fest eingewurzelt war die Mysterienreligion in Attika, daß selbst der Tyrannenhaß hier Halt machte.“²

Mystik einerseits, rationalistische Kritik andererseits waren in Gegensatz getreten zu der olympischen Götterwelt Homers, deren seliges Dasein dem ethischen Sinn der Griechen „nie das Höchste gewesen war“. Anders aber als das Schicksal der Mystik um den Dionysoskult war jenes der orphischen Religionsbewegung. Ein Entwicklungsprozeß, ein Kreißen war vorausgegangen, bis die mystische Theologie der Orphiker – eine wirkliche Theologie – im 6. Jahrhundert die Lehre von den Schicksalen der Seele verkündet, die, durch eigene Schuld in den Kerker des Leibes gebannt, zu leidvollem Dasein verurteilt ist, aber durch Reinigungen von den Schlacken befreit im Tode die Erlösung finden kann,³ die mit einer „Erhöhung“ verbunden gedacht wurde.⁴

Es ist überzeugend, wenn Berve sagt: daß der Grieche des 6. Jahrhunderts so Fremdartiges annahm und sogar selbst ausgestaltete, ist ein Symptom der gleichen suchenden Unsicherheit und beeinflussbaren Unmündigkeit des eben ins bewußte Leben getretenen Menschen, die ihn in jener Zeit auch der Tyrannis sich beugen ließ. Diese mit Seelenwanderung, Erlösungsgedanken und kathartischen Askese-Idealen durchsetzte Religion ist

¹ v. Wilamowitz-Möllendorff, Der Glaube der Hellenen, Bd. II, 1932, S. 60 ff. und 72 ff.

² Kern a. a. O. III 212.

³ P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum (Handb. z. Neuen Testament I 2, 1907) S. 56.

⁴ v. Wilamowitz-Möllendorff a. a. O. Bd. II S. 193; dazu auch immer noch E. Rohde, Psyche II.

auch nicht in der rationalisierten Gestalt der Pythagoräer, obgleich gerade bei den Ionern aufkommend, zu einer wirklichen Bedeutung gelangt, wenn sie in vielen Gemeinden der hellenischen Welt verbreitet war. „Dem klaren ionischen Geist lag diese mystische Trübung der Welterkenntnis nicht.“ Wohl aber fand Pythagoras Anklang in der italischen Achaierkolonie Kroton „bei einer bodenschweren, aber im Kolonistendasein doch zu gewisser Freiheit und gewisser geistigen Regsamkeit gediehenen Bevölkerung“.¹

Der Geist Ioniens, individualistisch mit der Vorliebe für Ungebundenheit jeder Art, erklärt nicht nur den wesentlich geringeren politischen Sinn, das unvergleichlich geringere Staatsinteresse – Berve sagt, der Ionier wende sich überhaupt vom Staatlichen weg –, sondern im Zusammenhang damit auch die unvergleichlich höhere Interessiertheit an wirtschaftlichen Dingen, an Verbesserung und Erleichterung, an Bereicherung des Lebens. Die wirtschaftliche Entwicklung der ionischen Kolonien und ionischen Gemeinden, der Ägäiswelt wie im Westen ist daher eine ganz andere als die des Mutterlandes, sie steht unter dem Einfluß der noch ungehemmteren Lebensbejahung als im Mutterland und unter dem Einfluß des gewaltig entwickelten Gewinninteresses und -strebens. Erwerb von Reichtum, Prachtentfaltung, ja auch Machtgewinn ist allenthalben in Kleinasien und Italien zu finden. Athen aber hat, obwohl im Grunde ionisch, dank seinem seltsamen und doch glücklichen Gemisch aus „ionischem Menschentum und dorischer Ordnung“ einen der Wirtschaftsentfaltung weitaus nicht so entgegenkommenden Lebensstil. In Athen war in der Verfassung des Kleisthenes mit dem Gedanken der Isonomie auch die Saat ausgeworfen für die Betätigung der Sophrosyne, des Maßhaltens und der Selbstzucht, nicht nur in Kleidung, Wohnung und Nahrung, sondern auch in der dem Griechen in die Wiege gelegten Einheit des Körperlichen und Geistigen mehr als in irgendeinem anderen Gemeinwesen.

Es kann uns nicht überraschen, wenn wir hören, daß die dionysischen Mysterien für Ionien, Kleinasien und Italien viel stärker bezeugt sind als für das Mutterland, wo ihre Verbreitung

¹ Berve a. a. O. S. 209 ff.

auch erst später erwiesen ist und wo speziell in Attika die Demeterweihen von Eleusis die viel stärkere Geltung hatten als die dionysischen. Aber dieser thrakische Gott Bakchos, als Dionysos in den Olymp aufgenommen, weil er ein Sohn des Zeus, dieser Gott der Fruchtbarkeit, des Weinbaues und des Rausches setzt seine Verehrung im dorischen Hellas überhaupt nicht durch, während er im nichtdorischen einer der verehrtesten Götter ist. Wie diesen Stammesunterschied in der religiösen Betätigung stellt Berve andererseits auch die religionssoziologisch nicht zu übersehende Tatsache fest, daß, je mehr der Grieche nach dem 6. Jahrhundert „sich und seine eigene Form fand, je mehr der Staat, in den er hineingewachsen, all seinen Lebenskräften Raum, Befriedigung und Gestaltung gab“, die orphische Lehre zurücktrat, wie sie denn dort, wo der Staat bereits zur gültigen Lebensform geworden war, in Sparta, überhaupt nicht hatte Wurzel schlagen können.¹

Man vergesse freilich auch nicht die Bedeutung, die dem historisch-politischen Schicksal des Volkes für die weitere religiöse Entwicklung zuzuschreiben ist. Abgesehen davon, welches das Schicksal der gesamten Mittelmeerländer geworden wäre, wenn die Perser Griechenland niederzuwerfen vermocht hätten: die Griechen, die bei Plataiai und bei Salamis diese gigantische Gefahr die vom Orient her drohte, zerschlagen haben, waren auch nicht für eine Religion zu gewinnen, die die Abwendung von der Welt als Weg zum Heil empfahl, für eine Religion, die wie die orphische nach Platons berühmtem Ausspruch im Leib das Grabmal der Seele sah. Bis zu einer Wandlung der Griechen, die sie für eine wesenhaft andere Religiosität, für eine andere Weltanschauung reif machte, mußten noch andere politische Erlebnisse des Volkes eintreten.

Das, was als Weltanschauung etwa in der klassischen Zeit gelten kann, war wohl in der *κρατερή τλημοσύνη*, die schon Odys-

¹ Berve a. a. O. S. 210. Die „erfindungsarmen Spartaner“, wie Wilamowitz (Der Glaube der Griechen Bd. II S. 5) sie nennt, haben auch in der Religion wie auf allen geistigen Gebieten nichts zu geben vermocht. Staatsgebilde, sagt v. Wilamowitz, mit so konzentrierter Begabung für staatliche und militärische Ordnung versagen auf anderen Gebieten (vgl. v. Wilamowitz a. a. O. Bd. II S. 204 ff. über Orphik).

seus bewährt und Archilochos besungen hatte, zu erkennen, die ursprünglich spezifisch ionisch, dann als allgemein hellenische Gesinnung anzusehen ist, jene ἀρετή, von der Wilamowitz-Möllendorff¹ so schön sagt, es sei das Selbstgefühl des Mannes gewesen, der auf sich steht und sich allen Gewalten zum Trotze erhält, prometheisch zu leiden, zu weinen, zu genießen und sich zu freuen und das Leben, wie es eben ist, hinzunehmen und hinzugeben, ohne viel zu grübeln,² weder pessimistisch noch optimistisch.

Immer mehr aber wurde die Erkenntnis gepriesen, daß Führerin gegen alles die Vernunft ist: ἡ σύνεσις. Es war keine bestimmte Philosophie, aber eine Lebensauffassung, in der σύνεσις das Handeln des Menschen immer allgemeiner bestimmte, die ihn von allen irrationalen Bindungen befreite. Das hat freilich auch zur Zersetzung der Moral des Übergangszeitalters wesentlich hingeleitet.³ Nun läßt sich gewiß nicht behaupten, daß jede Entwicklung in der Ethik auch für die Gestaltung und Entfaltung der Wirtschaft bedeutsam sein muß, aber es liegt nahe zu vermuten, daß gewisse Aufstiegerscheinungen im sittlichen Verantwortungsgefühl bei einem Volke nicht ohne Rückwirkung auf die Wirtschaft geblieben sein dürften.

Ein Aufstieg ist in der griechischen Ethik von der Annahme einer Verantwortlichkeit der Götter, die Erfolge und Mißerfolge geben, für die Sünden der Menschen bis zur Leugnung des entlastenden göttlichen Einflusses auf das Handeln der Menschen, wie sie bei Hesiod und Solon – der die unerbittlich und gerecht strafende Gottheit Zeus nennt – schon zu erkennen ist, erreicht gewesen und trotz manches literarischen Niederschlages der alten Mitschuld der Götter wie bei Euripides für das staatliche Leben entscheidend geworden. Aber auch darin kam es im Griechentum wieder zu einem Abstieg. Das Auf und Ab zeigt sich in der Zeit nach dem Peloponnesischen Krieg (W. Otto). Freilich das, was uns als Kraft des Gewissens bedeutsam ist, die συνέδησις, war nach Wilamowitz ein schwaches Pflänzchen, und an dem Fall „Polybios“ zeigt er, daß der typische Grieche

¹ v. Wilamowitz-Möllendorff a. a. O. II S. 390.

² Ebenda S. 126.

³ Ebenda S. 391 ff.

jener Übergangszeit, des Niederganges des Hellenentums, ohne eine Überzeugung über die letzten Gründe des Menschenlebens und Menschenschicksals einem gesunden Rationalismus hingegeben war.¹

Die Toleranz des griechischen Polytheismus, die schließlich zur Aufnahme so vieler fremder Götterkulte und namentlich gegenüber den ägyptischen Gottheiten zu einem Synkretismus führte,² ist dann allerdings mitverantwortlich zu machen dafür, daß auch nicht neben der sogenannten Religion eine etwa vom Staat oder von der Philosophie herkommende höhere Sittlichkeit sich hat durchsetzen können, wenngleich es an Bemühungen in dieser Richtung nicht gefehlt hat.³ Auch darin stand es bei den verschiedenen Teilen des Volkes der Griechen verschieden genug.

Mag immerhin „Vielheit in der Einheit“ auch hierfür gelten wie überall, wo griechische Elemente am Werk gewesen sind,¹ so haben sich doch die Teile des Volkes auch in der Zeit verschieden entfaltet.

Nicht nur solche gleichzeitige Verschiedenheit in den weltanschaulichen Dingen, wenn es dabei auch vornehmlich um Kultisches ging, sind zu beachten, sondern auch die Wandlungen in der Zeit.

Die Nachwelt und namentlich unsere Zeit neigt allzusehr dazu, vergangene Zeiten stationärer zu sehen, als sie es in Wirklichkeit waren. Von der Raschheit einer Entwicklung im Bereich der Geisteswelt gibt, freilich auf dem Gipfel einer nie wieder erreichten schöpferischen Zeit, das Griechentum mit der Wandlung in seinem Drama, und zwar sowohl im Formalen als inhaltlich von Aischylos über den gottesfürchtigen Sophokles⁴ zu dem aufgeklärten Euripides eine Vorstellung: von dem trotz seines verantwortlichen Willens doch zum Werkzeug der Götter gemachten Menschen, der in dem geheimnisvollen Dunkel seines fluchbeladenen Daseins Recht zu setzen glaubt und Unrecht tut, wie uns die handelnden Personen in der Orestie das sehen lassen, bis zu dem Menschen, der sich in Herakles größer erweist im Ertragen göttlicher Schickung als die Laune der Olympischen. Eine gewaltige Wandlung der ethischen Grundeinstellung vom älteren zum jüngeren Dichter, obgleich die Geburtsjahre der beiden nur um 40, die Todesjahre nur um 50 Jahre auseinanderliegen. Was sich in diesem kaum zwei Menschenalter überspannenden Zeitraum entfaltet, das ist das Werden eines Ethos, das eine Änderung des

¹ v. Wilamowitz-Möllendorff a. a. O. II S. 393.

² Wendland a. a. O. S. 77.

³ Wofür in der klassischen Zeit an die programmatische Kundgebung zu erinnern ist, die Thukydides in der Gefallenenrede dem Perikles in den Mund legt.

⁴ O. Kern, Die Religion der Griechen II S. 283 und 292. Dazu v. Wilamowitz, Griechische Tragödien, insbes. II. ¹¹ (1929), Einleitung.

Rechtsgefühls von größter Tragweite bedeutet. Gewiß fragt es sich, ob man das Recht hat, anzunehmen, daß dieser im Drama zu beobachtenden Wandlung der ethischen Auffassung innerhalb dieses halben Jahrhunderts eine entsprechende Änderung des Rechtsempfindens der breiten Schichten des athenischen Volkes parallel gegangen ist oder ob man die griechische Schaubühne schon als moralische Anstalt zu betrachten hat, mit der die griechischen Dichter das Ethos des Volkes gestalten wollten.¹ Sophokles hat selbst gesagt, er schaffe die Menschen wie sie sein sollen, Euripides schaffe sie wie sie wirklich sind, aber in der Sicherheit, mit der Euripides seine Anklagen gegen die Götter zu erheben wagt, kündigt sich auch schon etwas von jener Wandlung, daß, negativ gesehen, in der breiten Masse der Bevölkerung die alten Göttergestalten ihre Macht immer mehr verloren haben, positiv, daß eine Ahnung nicht nur, sondern schon ein Glauben an die Göttlichkeit der Natur der Elemente und damit auch des Dämonischen im Menschen sich in dieser kurzen Zeit so sehr festigen konnte, daß der jüngste unter den drei großen Dramatikern es schon wagen durfte, zum Richter zu werden über den Lenker des Weltenlaufes.²

Der Raschheit des weltanschaulichen Auflehnungsprozesses bei den führenden Geistern entsprach die Änderung in der breiten Menge gewiß nicht. Anklagen wegen Gottlosigkeit in der nachperikleischen Zeit war keineswegs selten, sie traf nicht nur Sokrates, auch des Perikles Freund Anaxagoras wurde als ἄθεος verbannt. Die kleisthenische Verfassung hat die alte Religion nicht ausdrücklich, wohl aber durch die Staatseinrichtungen verankert, die von der Idee der Isonomie getragen waren. Wohlgefallen an Maß, Harmonie und Adel bewirkten wohl, daß bei aller freiheitlich individualistischen Neigung im ionischen Volkselement die demokratischen Übertreibungen sich weniger bedenklich bemerkbar machten. In jedem athenischen Bürger namentlich war der νόμος, Gesetz und Tradition, lebendig. Aber die Rechtsprechung lag in ihren wichtigsten Belangen bei den Heliastengerichten, in denen die Stimmung der Menge zur Geltung kam und damit auch ihre religiöse Orientierung, und bei

¹ Wenn Berve (Griechische Geschichte S. 301) recht hat, daß die Preise beim Wettkampf den Dichtern zuerkannt wurden nicht nach Maßgabe des Künstlertums, sondern nach der Stärke, mit der die Dichter „die Stimmung, die bewegenden Wünsche den Sinn der Gemeinde getroffen haben“, dann ist diese Übereinstimmung wohl anzunehmen. Erheblich skeptischer urteilt Lipsius (Schoemann-Lipsius, Griechische Altertümer, Berlin 1897, S. 566 f.).

² Walter Kranz, Geschichte der griechischen Literatur, Leipzig 1940, S. 176 f.

aller Übertreibung, die man dem Satiriker Aristophanes zugute halten muß: es künden seine Werke doch, daß die Demagogie in den Kreisen der Heliasten genügend Resonanz fand.¹

War damit also wohl die Möglichkeit gegeben, daß die Weltanschauung, die alte Religion, die abstimmenden Heliasten beherrschte, so verlor sich doch die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit solcher weltanschaulichen Orientierung der Urteilsfällung von der Masse her um so mehr, je mehr das Bedürfnis nach Rechtssicherheit und Rechtsgleichheit zur Aufzeichnung des Rechts² führte. Das Entscheidende bleibt aber immerhin, daß die wirtschaftliche Seite des Daseins den freien Griechen noch nicht wichtig genug geworden war, um Gegenstand weltanschaulich gerichteter Grundsätze zu werden. Nur die Abhängigkeit gewisser Wirtschaftsgestaltungen von der Staatsordnung kann als das Zwischenglied für eine Schlußfolgerung auf die weltanschauliche Orientierung der Wirtschaft in Betracht kommen.³

Die spätere Zeit steht nicht nur im Zeichen einer Kosmopolitierung, also des Unterganges des bis zu Alexander herrschenden Nationalprinzips, unter dem Einflusse des Orients und Roms beginnt das Griechentum zu erschlaffen (Otto). Der Polisreligion tritt die politische Religion gegenüber, durch die die Religion zum Mittel der Staatsführung werden konnte. Aber mit dem Eindringen der nachalexandrinischen Gedankenwelt des Ostens (Stoa, Zenon, Kyniker) verlieren die alten Gottheiten immer mehr an Geltung, so daß Individualismus mit Rationalismus die alten Sitten und Vorurteile zunächst zugunsten einer humaneren Vorstellungswelt verdrängen. Das Leben der Demokratie war, wie sie die Adelsreligion übernommen hatte, auch sonst aristokratisch-oligarchisch geblieben,⁴ kennzeichnend für die damit verbundene Klassenschichtung war die „Kluft zwischen einem exklusiven

¹ Schoemann-Lipsius, Griechische Altertümer I⁴ S. 517.

² P. Jörs, Römisches Recht (Enzyklop. d. Rechts- u. Staatsw.), Berlin 1927, S. 1 und 5; v. Wilamowitz-Möllendorf, Kromayer, Heisenberg, Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer (Kultur d. Gegenw.), 1923, S. 106 und 134.

³ Schoemann-Lipsius a. a. O. I⁴ S. 525 f.

⁴ Hasebroek, Griechische Wirtschaft und Gesellschaftsgeschichte (S. IX): Das Proletariat wuchs in der griechischen Demokratie in die Lebensformen des deposedierten Adels hinein.

Vollbürgertum und einem in seinen politischen Rechten inferioren, aber persönlich freien Halbbürgertum“, denen sich als drittes für die Wirtschaft maßgebendes Element die oft nicht kleine Masse gleichrassiger Sklaven anreichte zu dem verhängnisvollen dreigliedrigen sozialen Ring, der die antike Gesellschaft zur Auflösung brachte, mit der auch die antike Staatsbürgertumsauffassung zerbrach. Ihre Geltung und Kraft aber, die in engem Zusammenhang mit der Heeresverfassung aufgekommen war, ist ebenso wie ihr Untergang für die Entwicklung der Wirtschaft und ihrer Struktur bedeutsamer gewesen als die Weltanschauung. Und diese Staatsbürgertumsauffassung war weit mehr und einheitlicher panhellenisch, als es die Vorstellungswelt im Bereich des Religiösen gewesen ist.

b) Verschiedenheiten im Wirtschaftlichen

Im einzelnen hier nur einige Bemerkungen zur Wirtschaftswirklichkeit innerhalb des griechischen Polytheismus.

Zu unterstreichen ist die mehr erwähnte These M.-A.s, daß der Polytheismus ungebrochener händlerischer Erwerbsgier Vorschub geleistet habe. Eine Entwicklung, die dieser Ungehemmtheit entsprochen hätte, ist aber lange Zeit überhaupt nicht feststellbar. Und überall, wo dann ein Herauswachsen aus primitiven Verhältnissen eintrat, erfolgte solches in den verschiedenen Teilen des Volkes sehr verschieden rasch.

Die homerische Zeit ist durch Hasebroek treffend gekennzeichnet, wenn er sagt: „Homer kennt zwar den Markt im ökonomischen Sinne nicht, auch kein eigenes Wort für den Händler – aber Seehandel und Händler selbst sind ihm durchaus geläufig. Es gibt berufsmäßigen Handel, aber Träger desselben ist der Nichtgriechen. Es ist die die Wesensstruktur der Wirtschaft ergänzende Wirksamkeit des von auswärts kommenden Händlers (Phöniker). Man hat es bei den Mutterlandsgriechen mit kriegerischen Agrarvölkern zu tun. Die Änderung in der sozialen Struktur kommt von der militärischen Seite.“

Die Änderung in der Heeresverfassung von der Kampftechnik her bringt Teilnahmemöglichkeit am Hoplitenheer für eine größere Zahl wirtschaftlich Minderleistungsfähiger, infolgedessen

Entstehung eines Mittelstandes, und wieder infolge des damit zusammenhängenden Klassenkampfes: Aufstieg der zur Hoplitenausrüstung nicht fähigen Theten zur Kriegsleistung durch ihre Verwendung auf der Flotte (Hasebroek), wo eine solche vorhanden war.

Grundlegend für das Verstehen der Bedeutungslosigkeit eigentlich wirtschaftlicher „Probleme“, soweit ihre Verbundenheit mit einem wirtschaftlichen Ethos in Frage kam, ist die große Rolle, die der Gewalt auch in der Zeit nach der Tyrannis immer noch zufällt.

Die Wirtschaft mit Gewaltanwendung hat in der Tat, wie Andreades¹ sie kennzeichnet, etwas Parasitäres an sich. Seeraub und Landraub, dieser namentlich als Herdenraub, waren eine reguläre Form des Gütererwerbs, wenn Not oder Gelegenheit dafür sprachen. Der Staat ging voran in dieser parasitischen Wirtschaft. Wo politische und soziale Krisen auftauchen, ist auch die Wirtschaftsfrage akut.² Die Lösung wird, sofern sie nicht gewaltmäßig gesucht wird, reichlich oft durch die verschiedenen Formen der Kolonialbewegungen bewirkt. Der Bevölkerungsdruck tauchte gewiß auch öfters auf, wengleich die Malthusischen natürlichen Korrekturen durch Krieg, namentlich Belagerung, Seuchen u. ä. reichlich dezimierend wirkten.

„Da Attika selbst nicht in der Lage ist, die gesamte Bürgerschaft zu ernähren, muß der Staat der Athener, um dem selbstverständlichen Prinzip der Autarkie genügen zu können, außerhalb mit Gewalt sich verschaffen, was das eigene Land nicht gewährt. Wie die Adelsgemeinde auf Knechtung der Hörigen, jede Grundbesitzeroligarchie irgendwie auf Ausnutzung der Nichtbürger ruht, so ist das demokratische Athen genötigt, da im Innern Gleichheit herrscht, sich draußen einen Kreis von Untertanen zu schaffen, auf deren Schultern es sein autarkes und autonomes Dasein behaupten kann.“ (Berve S. 260.)

¹ Andreades, Geschichte der griechischen Staatswirtschaft I (1931), stellt Seeraub unter Polykrates und „noch lange später“ als etwas selbstverständlich Übliches fest. Ziebarth, Beiträge z. Gesch. d. Seeraubes u. Seehandels, Hamb. Abh. aus d. Gebiet d. Auslandskunde, Bd. 30 A, Bd. 2, 1929.

² Salin, Geschichte der Volkswirtschaftslehre, 2. Aufl. 1929, S. 20 ff.

So ist es also im Zusammenhang mit der eigenartigen Staatsbürgerauffassung die wirtschaftliche Notwendigkeit und nicht etwa irgendein spiritualistisches Moment, was auch auf dieser Stufe der Staatsentwicklung die Gewaltherrschaft und überhaupt die Gewaltanwendung, hier also gegen die Bundesgenossen im Seebund begründet und erklärt. Und im privaten Leben galt ebenso gewaltsamer Erwerb als voll berechtigt. In Lokalfehden wird um anbaufähiges Land, um Herdentiere, ganze Herden, Edelmetallschätze und Weiber gekämpft. Die Gefahr, schweren Irrtümern zu verfallen, wenn man an die Wirtschaftsgestaltungen im Griechenvolk zu früh schon mit Vorstellungen aus entwickelten Volkswirtschaften herangeht, ist groß. Die Polis ist doch nur sehr allmählich aus einer Siedlungsgemeinschaft von Kriegerern zu einer Wohnsiedlung agrarischer Adelige und dann wieder nur sehr allmählich zu einer ausgesprochen arbeitsteilig gegliederten Siedlungsgemeinschaft von landbesitzenden Adeligen mit gewerblich arbeitenden oder handeltreibenden Nichtshäbigen, Halbfreien und Unfreien geworden.

Das ist hier nicht weiter zu verfolgen bis auf die Tatsache, daß diese Entwicklung keineswegs überall gleichmäßig, sondern landschaftlich und stammweise sehr verschieden rasch vor sich gegangen ist.

Und für diese weitere Entwicklung ist auch wieder hier vor allem festzustellen, daß keine Spuren dafür zu finden sind, daß Art, Richtung oder Zeitmaß der Entwicklung auch nur irgendwie, geschweige denn eindeutig von der Weltanschauung her beeinflußt waren.

Der Polytheismus hat keine Wirtschaftsethik entwickelt, es ist gewiß berechtigt das zu sagen und ebenso ist es richtig, wenn M.-A. von der Religion her die Möglichkeit einer hemmungslosen Entwicklung des Gewinnstrebens für die ganze Welt des Polytheismus, also auch für Althellas behauptet. Aber es muß nochmals ausdrücklich gesagt werden: nicht am Polytheismus lag es, daß das Wirtschaftliche nicht zu einem Problem geworden ist, das, soweit es über das Individualwirtschaftliche hinausging, bessere Köpfe in Anspruch genommen hätte, sondern an der antiken Staatsbürgerauffassung und an dem Sklavenwesen. Es gehört auf dasselbe Blatt einer gewissen Beschränktheit des nach

anderen Seiten so grandiosen althellenischen Geistes, daß man aus der Stadtstaatvorstellung nicht heraus konnte, und es war das Schicksal Athens hiermit beschlossen, daß es im entscheidenden Augenblick nicht die Staatsform gefunden hat, um das Bundesgenossenverhältnis in ein dem höheren Ethos des Staatsbürgertums entsprechendes staatsrechtliches Verhältnis auf gleicher Ebene zu verwandeln, mit dem die unzulänglich gewordene Schale der Stadtstaatsverfassung überwunden worden wäre. Man könnte denken, es sei die Polisreligion daran schuld gewesen, daß der lokale Egoismus sich nicht unter eine höhere Einsicht beugen ließ. Allein in der Zeit nach den Perserkriegen, in der dieses Problem vordringlich geworden war, war in dem religiösen Leben schon so viel Panhellenismus aufgekommen, daß die lokalen Götter solcher Verstandeslösung nicht mehr im Wege standen.

Als Eigenart der Wirtschaft des griechischen Mutterlandes, soweit sie für die Entfaltung und das Tempo derselben in Frage kam, darf wohl, wie kontrovers heute noch die Frage scheint, die jedenfalls lange bestehende Geringschätzung der gewerblichen Arbeit seitens des Vollbürgers angesehen werden. Damit Handwerker nach Athen einwandern, muß Solon ihnen, die sich als *Metoiken* niederlassen können, das Bürgerrecht in Aussicht stellen.¹ Diese Geringschätzung gilt noch für das 5. Jahrhundert.² Andererseits ist charakteristisch für die Wirtschaftsstruktur auch wieder des griechischen Mutterlandes die Selbständigkeit der Entwicklung des Handels mit weitgehender Spezialisierung schon im 6.-4. Jahrhundert nur für den Nahhandel und wohl nicht ohne Zusammenhang damit die Selbständigkeit des Geldhandels, des Bankgewerbes. Diese Dinge sind zunächst hervorzuheben, weil sie erheblich abweichen von anderen vorchristlichen, z. B. den altbabylonischen, die doch auch polytheistisch orientiert oder beeinflußt gewesen waren,³ und sogar in der Landwirtschaft

¹ Joh. Hasebroek, Griechische Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte bis zur Perserzeit, Tübingen 1931, S. 255. Er hebt aber selbst hervor, daß es nicht überall gleich damit stand, daß in Korinth z. B. die Techniten am wenigsten verachtet waren (S. 277).

² Berve, Griechische Geschichte, S. 289.

³ Gewiß sind die Meinungen bezüglich der griechischen Gewerbeverhältnisse immer noch geteilt. Heichelheim (Welthistorische Gesichtspunkte

zu kapitalistischer Orientierung mit dem Streben nach höchst möglichen Erträgen geführt hatten.¹ Immer wieder aber gilt es festzustellen, daß die Dinge nicht beständig gewesen sind, sondern sich entwicklungsmäßig geändert haben, und das auch wieder keineswegs überall im Griechenvolk gleichartig.

Schon zur Zeit des ionischen Aufstandes (500) war die Wirtschaft Ioniens von der des Mutterlandes erheblich verschieden, denn weit mehr als in diesem waren in Ionien Gewerbe und Handel selbständige Existenzgrundlage geworden. Die wirtschaftliche Einschnürung seitens Persiens ist als Ursache des ionischen Aufstandes anzusehen, wenngleich dieser freilich als eine ausgesprochen gefühlsbedingte Bewegung ohne politischen Weitblick trotz der Warnungen kluger Männer (Hekataios) losbrach, so ist doch Ionien ein Gebiet, dessen Bevölkerung einerseits dank einem nicht zu verkennenden Rationalismus die Neigung zur Überwindung alles Konservativen, andererseits eine beträchtliche geistige Beweglichkeit zeigte und unverkennbar eine stärkere Anlage zur Sinnenfreudigkeit als die Nationsgenossen im Mutterlande.

Hasebroek zeigt an der Entwicklung der griechischen Landmannschaft in dem vom ägyptischen König zu einer panhelle-

zu den vormittelalterlichen Wirtschaftsepochen in Sombart-Festgabe 1933 S. 170-185) hat für das 6. Jahrhundert eine gefestigte Spezialisierung im Schmiede-, Töpfer- und im Leder verarbeitenden Gewerbe mit freier Werkstätte behauptet, dazu allgemeine Verbreitung der Münzgeldwirtschaft, womit eine Wirtschaftsblüte in der Mitte dieses Jahrhunderts bewiesen sein sollte, die zäsurlos bis ins 5. und 4. Jahrhundert hinübergeleitet habe. Ich halte dafür, daß Hasebroek (a. a. O. S. 255 ff.), dessen Auffassung übrigens von Berve geteilt wird, für das Mutterland in der Zeit vor dem peloponnesischen Krieg mit Recht annimmt, es habe kapitalistischer Erwerbsstil sich noch nicht im Gewerbe eingeknistert gehabt. Heichelheim differenziert wohl, wie mir scheinen will, mindestens zu wenig zwischen dem Mutterland und den auswärtigen Siedlungen.

¹ Immerhin ist bei allen solchen ins Große gehenden Beurteilungen der Wirtschaftsstruktur im Auge zu behalten, daß die Kennzeichnung durch den Historiker erfolgt, der in dem betreffenden Zusammenhang ausdrücklich zu erkennen gibt, welche Vorstellungen er mit dem Begriff Kapitalismus verbindet. Zu vergl. hierzu mein Aufsatz: Was macht ein Zeitalter kapitalistisch? Ztschr. f. d. ges. Staatsw. 90. Bd. (1931) und Salin, Kapitalbegriff und Kapitallehre von der Antike bis zu den Physiokraten, Vjschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. XXIII. Bd.

nischen Siedlung gemachten Naukratis, daß weitaus vor allen anderen Griechen die Ionier es waren, die an dem griechisch-ägyptischen Austauschverkehr beteiligt waren, vom Mutterlande war es allein Aigina (6. Jahrhundert). Diese Überlegenheit kann allerdings auch aus einem anderen Grunde nicht überraschen, sofern nämlich Ionien früher als das Mutterland zu dem aus dem Osten vordringenden Geldverkehr gelangt war.

Diese oben erwähnten völkerpsychologischen Züge, mögen sie selbst schon durch stärkere Berührung mit anderen Völkern, Karern, Lydiern, Phönikern beeinflußt gewesen sein oder nicht, mögen, wie wir annehmen, landschaftliche Momente eine Rolle dabei gespielt haben oder nicht, haben jedenfalls eine Komponente gebildet, die mit anderen zusammen die Wirtschaft der Griechen Kleinasiens gestaltet haben; haben jedenfalls ein viel rascheres Entwicklungstempo gebracht als fast überall im Mutterland, wo gewiß, wie namentlich in Athen zu beobachten ist, die Berührung mit dem stark konservativen, aristokratisch exklusiven Sparta und seinem durch seine militärische Stellung erheblichen Einfluß gewichtige Hemmungsfaktoren ausgelöst hat. Jene Volksteile, die, nach Italien übergesiedelt, Kolonialcharakter hatten, standen gleichfalls unter Nachbarschaftseinflüssen, die, gleichviel ob positiv oder negativ wirkend, andere Lebensverhältnisse ermöglichten oder bedingten, und so ist es wohl begreiflich, daß dort auch eine andere Haltung sowohl gegenüber der Weiterbildung der Weltanschauung als auch gegenüber der Wirtschaftsentfaltung zutage trat.

Im griechischen Mutterland haben für die genannte Zeit geradezu die inneren strukturellen Voraussetzungen für das Aufkommen einer auf Einkommenerzielung gerichteten und vom Streben nach höchst möglichstem Geldgewinn geleiteten Vermögensverwendung gefehlt. Erwerbssucht als Lebenstrieb war damals den Mutterlandsgriechen fremd. Das Leben war bis zum Ausgang des 5. Jahrhunderts im wesentlichen eben politisch orientiert, nicht wirtschaftlich.¹ Damit steht keineswegs

¹ Berve a. a. O. S. 290. Der freie Bürger arbeitet, wie Berve es formuliert, „nicht nur um des Lohnes, sondern um des Werkes willen, und wenn er wirklich den Lohn im Auge hat, müht er sich nur so weit, daß seine und der Seinen sehr genügsame Existenz für den Tag gesichert ist, denn er kennt wesentlichere

im Gegensatz, daß sich mit dem Anwachsen des Geldreichtums der Handel, obwohl politisch ganz und gar nicht gefördert, zu immer größerer Geltung durchringt. Aber seine Träger waren gar nicht die geldbesitzenden freien Griechen, sondern die besitzlos Gewordenen, ja schlechthin Arme, denen allerdings Kredit die Möglichkeit zur Emporie (Fernhandel), später auch zur Kapellie (Nachhandel) schuf.¹ Der Reiche (Grundbesitzer) bringt wohl seinen landwirtschaftlichen Überschuß zum Verkauf, wird damit aber nicht Kaufmann, sondern treibt nur bäuerlichen Saisonhandel.²

Für unsere Zwecke ist die Frage, wie weit in der klassischen Zeit kapitalistischer Geist und kapitalistisches Gebaren in der gewerblichen Güterproduktion eingedrungen waren, nicht wichtig. Wohl aber ist es von Bedeutung, daß die Verschiedenheit, die sich in der Entfaltung gewerblichen Lebens beobachten läßt, stammweise und landschaftsweise recht erheblich war.

Über den dynamischen Charakter verschiedener Erscheinungen in der Antike wird zwar noch eifrig gestritten, es dünkt mich aber kein Zweifel zu bestehen, daß diejenigen Auffassungen, welche diese dynamischen Erscheinungen bejahen, quellenmäßig genügend fundiert sind. Und das gilt nicht etwa erst von dem wuchtigen Merkantilismus der ptolemäischen Staatswirtschaft, sondern auch für all das an Erscheinungen, was das Vorhandensein und die Wirksamkeit von kapitalistischem Geist und kapitalistischer Gesinnung allenthalben sonst erkennen läßt. Ich habe nie die Auffassung derer geteilt, die die übersehbaren 4000 Jahre vorchristlicher Wirtschaft entwicklungslos „auf einer primitiven Stufe verharrend“ gesehen haben. Ich gebe nur heute zu, Erscheinungen den kapitalistischen Charakter abgesprochen zu haben, die gleichwohl schon kapitalistisch ausgedeutet werden

Dinge als die Anhäufung von Besitz. Weil das Werk, nicht der Lohn das Entscheidende ist, strahlen alle gewerblichen Erzeugnisse jener Zeit den Zauber echten Künstlertums aus.“

¹ Heichelheim a. a. O. S. 178–182.

² Hasebroek a. a. O. S. 263. Nach dem peloponnesischen Kriege war das wohl anders geworden. Aber für das 4. Jahrhundert trifft wahrscheinlich noch zu, wenn Salin (Gesch. d. Volksw. S. 12) meint, das Gewerbe war wirtschaftlich am wenigsten entwickelt.

können.¹ Vor allem aber kann es nicht bezweifelt werden, daß nach den besonderen „selbständigen geschlossenen Entwicklungen“ der Wirtschaft in orientalischen Kulturen auch in der griechischen Welt die Wirtschaft vom Traditionalismus der Frühzeit, der aber gewiß viele Jahrhunderte Bestand gehabt haben muß, eine Entwicklung genommen hat, die zwar das wiederholt erwähnte Auf und Ab in sich geschlossen hat, die aber ganz unverkennbar in der hellenistisch-frührömischen Periode, im 3. Jahrhundert v. Chr. beginnend, einen Höhepunkt erreicht hat.

Die Anerkennung dieser Entwicklung hindert mich aber nicht, Rostovtzeffs Anschauung: kapitalistisch sei eine Wirtschaft, weil die Produktion für den Markt, nicht unmittelbar für die Konsumenten erfolge,² abzulehnen. Marktwirtschaft und kapitalistische Wirtschaft sind keineswegs identisch. Die Quellen sind gewiß nicht immer eindeutig, und ich maße mir kein entscheidendes Urteil darüber an, wer in ihrer Auslegung recht hat. Wohl aber komme ich zu dem Schlusse, daß die feststehenden Tatsachen, auf Grund deren die Historiker den kapitalistischen Charakter behaupten, diesen Anhalt nicht immer bieten. So fehlt vor allem so oft die Nachweisung des Angriffsobjektes, von dem aus mit erfolgreicher Kontrollierung der Geldwirtschaftsrechnung der kapitalistische Plan, d. h. die Einkommenerzielung durch Geldkapitaleinsatz durchgeführt wird; es fehlt diese Nachweisung jedenfalls für die ältere griechische Wirtschaft im Bereich der Güterproduktion. Die Elemente kapitalistischer Wirtschaftsweise sind: 1. das Vorhandensein eines in fungiblen Gütern bestehenden und daher rechenbaren Vermögens, 2. dessen Einsetzung zwecks Erzielung eines Einkommens durch den „Umschlag“ dieses Vermögens. Immer handelt es sich um das „Angriffsobjekt“ für den Kapitalumschlagsplan, das ist am frühesten wohl Handelsware, in der Güterproduktion Produktionsmittel, insbesondere technische Apparatur irgendwelcher Art.

¹ Vgl. meine Abh. Was macht ein Zeitalter kapitalistisch? Ztschr. f. d. ges. Staatsw. 90. Bd., 1930.

² Rostovtzeff in einer Besprechung von Hasebroeks Griechische Wirtschafts- u. Gesellschaftsgeschichte, Ztschr. f. d. ges. Staatsw. 92. Bd. S. 333 ff.

Aber nicht nur in der frühklassischen Zeit, in der diese Differenzierung ionischer Wirtschaft deutlich in Erscheinung trat, sondern auch in der nachalexandrinischen Zeit ist die Verschiedenheit der Stämme hinsichtlich der Intensität der Wirtschaftsentwicklung trotz vieler Verschleifungen innerhalb des Griechentums nicht untergegangen. Religiöser Synkretismus war in diesen spätklassischen Jahrhunderten allenthalben herrschend geworden, aber das wirtschaftliche Schicksal ist auch nach der großen Umwälzung durch Alexander und die späteren politischen Umgestaltungen keineswegs überall das gleiche. Im großen ganzen war es ein Erliegen der alten wesentlich autarken vor neuen großwirtschaftlichen, ja weltwirtschaftlichen Gebilden. Aber innerhalb der hellenistischen Welt ist es auch zu ausgesprochenen Singularitäten gekommen, unter denen die eigenartigste und interessanteste wohl die Wirtschaftsformung im Lagidenreich, über die wir durch die hervorragende Arbeit von Frau Préaux eine eingehende zusammenfassende Darstellung besitzen.¹ Während wir aber im hochentwickelten merkantilistischen Staatskapitalismus der Ptolemäer sehen können, wie alle Wirtschaftskräfte des Landes zum Angriffsobjekt für den Kapitalumschlagsplan gemacht werden, zerflattert anderwärts, und zwar im Banne der gleichen polytheistischen Religion, die Wirtschaft vielfach allmählich und immer mehr in kapitalistische Oiken, die im Laufe der Zeit mit dem Reichtum ihrer Besitzer immer größer und immer autarker werden. Wenngleich für diese Verschiedenheit der Entwicklung gewiß oft die starken Persönlichkeiten von Herrschern ausschlaggebend geworden sind, so liegt doch wohl selbst in dieser Periode, 4 bis 5 Jahrhunderte nach Alexander, ein Erklärungsgrund für die Besonderheit des Umfanges, in dem sich der Kapitalismus da und dort durchgesetzt hat, mit in der Eigenart des Menschenmaterials.

4. Monotheismus

Der Monotheismus bringt mit dem den Menschen nun ganz fern gerückten einen Gott, das Problem dieser Gottheit, und es entsteht „zur Sicherung und Festigung des religiösen Erlebnisses“ die theologische Dogmatik. M.-A. sagt, für die Gestal-

¹ Claire Préaux, *L'économie royale des Lagides*. Bruxelles, Ed. de la fondation égyptologique, 1939.

tung des irdischen Lebensstiles werden die Wendung zur einheitlichen Gottesidee und die Theologisierung des Religiösen entscheidend: Trennung des religiösen vom politischen Bewußtsein, mit der jetzt entstehenden theologischen Machtbasis tritt eine Schwächung des Staates ein mit allen besonderen Konsequenzen, vor allem die Theologie gefährdet alle monotheistische Staatenbildung.

Die soziologische Beobachtung M.-A.s über den Einfluß der vom Staate völlig losgelösten und ihm nun gegenüber tretenden religiösen Bereiche sind gewiß interessant, aber eine Erklärung für den von ihm behaupteten Einfluß des Monotheismus auf die Wirtschaft über die Wirtschaftsgesinnung geben sie nicht. Das wesentlichste der für den Einfluß auf die Wirtschaft maßgebenden, von der Religion herkommenden ethischen Momente, das Prinzip der Vergeltung und Erlösung nach Maßgabe der gesamten Lebensgesinnung ist überhaupt nicht allgemein monotheistisch, sondern im wesentlichen nur christlich, in gewissen Grenzen islamitisch und brahmanisch: die Wucher-, Zins- und Almosenlehre des mittelalterlichen Christentums ist die ausgeprägteste Form dieser Vergeltungsidee. Weittragend für die wirkliche Wirtschaft muß so M.-A. schon zugeben, daß die monotheistischen Religionen nicht gleichwertig sind für die praktische Lebensgestaltung, insonderheit für die Wirtschaft, daß also das Christentum eine Sonderstellung einnimmt, so muß er auch noch die weitere Einschränkung machen, daß dieser Geist auch wieder nur dem mittelalterlichen Christentum eigen ist.

Richtig ist es, wenn M.-A. dem Monotheismus erheblichen Einfluß auf die Staatsordnung zuschreibt. Das Königtum von Jahves Gnaden in Israel und Juda ist ein anderes als die altorientalische Königsgewalt, wie sie „wenn schon nicht von Anfang gewesen, so doch geworden ist“.¹ Während in den mesopotamischen Reichen der Zentralismus sich mit großer Kraft durch Jahrtausende zu erhalten vermochte, weil der König gottähnlich jedenfalls Gott näher stand als der einfache Untertan, zerbrach der nationale Staat des Jahvevolkes an dem Streben

¹ L. Wenger, Die Verfassung und Verwaltung des orientalischen Altertums, in Kultur d. Gegenwart II, Abtlg. II 1.

des Königtums nach größerer Zentralisierung, ja schließlich zerbrach dieses Königtum wohl hauptsächlich an seiner Untreue gegenüber dem Jahveglauben. Jahve überdauert den staatlichen Untergang des Volkes, wie die Prophetie über das Königtum hinausreicht.

Auch vom Islam läßt sich die staatsgestaltende Rolle der Religion behaupten: der Staat hat sich der Kirche, ihrer Theologie und Priestermacht verschrieben.¹ Daß aber die Schwächung des Staates, die M.-A. als Wesenszug der monotheistischen Theologie hinstellt, nicht eine unbedingte Folge der Monotheisierung sein muß, hat er nicht nur für das Luthertum, sondern vor allem für die russisch-orthodoxe Kirche zugegeben. So wird aus dem zwingenden nur ein möglicher Zusammenhang. Und wenn M.-A. dem Monotheismus und seiner mit dem Staat sich nicht mehr deckenden Theologie den Zusammenbruch der großartigen alten Staatswirtschaften und Techniken zuschreibt, so denkt man unwillkürlich an jene polytheistischen Staatsvölker, in denen solche großartige Staatswirtschaft und Technik nicht aufgekommen ist.

Ist schon innerhalb des Polytheismus die Mannigfaltigkeit der Staatsgestaltung ein Tatbestand, der gegenüber der Annahme eines starken Einflusses der Weltanschauung auf die Staatsordnung Bedenken erweckt, so ist für den Monotheismus solches Bedenken nicht minder aufdringlich, und zwar auch dann, wenn man von den neuzeitlichen Mannigfaltigkeiten der Verfassungen ganz absieht. Die zahlreichen Varianten von Verfassungen, die das Reich eines der stärksten Monotheismen, des Islams, im Laufe der Jahrhunderte erlebt hat, sind jedenfalls nicht geeignet, den Einfluß des Weltanschaulichen hier eindeutig erscheinen zu lassen.²

Grundsätzlich ist aber dieser Wirkungsbereich der monotheistischen Weltanschauung ohne weiteres zuzugeben, und auf dem Wege über den Staat ist auch die Beeinflußbarkeit der Wirt-

¹ M. Hartmann, Die islamische Verfassung und Verwaltung, ebenda S. 57 ff.

² Um über die Wirksamkeit der Weltanschauung auf die staatliche Struktur und auf die Wirtschaft einen vom Europäismus sicher freien Eindruck zu erhalten, würde der Islam in seiner weitgehenden Dispersion ein lehrreiches Untersuchungsobjekt abgeben.

schaft gewiß weitgehend anzuerkennen. Gleichviel übrigens welchen Ursprung die vom Propheten geforderte Bedürfnislosigkeit des gläubigen Mohammedaners, das Alkoholverbot, die ablehnende Haltung gegenüber der Kunst haben mögen: es sind für das Wirtschaftsleben keineswegs gleichgültige Normen. Nur scheint hier der Monotheismus des Islams kein wesentliches Moment solcher Wege einer Beeinflussung der wirtschaftlichen Haltung zu sein. Und so ist denn auch nicht überraschend, wenn M.-A. seinen Gedanken über den Monotheismus wohl die entscheidende Wendung damit gibt, daß er erklärt,¹ es habe eben erst das Abendland diesen besonderen Zusammenhang zum Erleben gebracht, dann will mir dieser für die Wirtschaft maßgebend bestimmende Faktor doch ganz und gar nicht mehr in einem Zusammenhang gerade mit dem Monotheismus zu stehen scheinen. Vielmehr ist es dann der Begriff Abendland, der hier herausfordernd in den weltanschauungstheoretischen Gedanken hineinspringt und zu den Fragen zwingt: Erstens warum hat das Abendland von einer monotheistischen Weltanschauung aus jene innere Gesinnung entwickelt, die für die Ethisierung des Alltagslebens unentbehrlich war? Zweitens warum hat es dann die eigenartige Arbeitsgesinnung, Wissenschaftstechnik und Großorganisation entwickeln können, die wieder gerade zur mittelalterlichen Wirtschaftsethik in so schroffen Gegensatz getreten sind?

Auch hier liegt eben doch wieder die Frage so nahe, warum denn jene Entwicklung der Wissenschaft nicht schon im Bereich der antiken polytheistischen Reiche und Staaten aufgekommen ist? Warum haben die erfindungsreichen Phöniker,² denen man bis vor kurzem sogar glaubte, die Erfindung der Buchstabenschrift zuschreiben zu dürfen, nicht auch den Weg zur Dampfmaschine gefunden? Warum haben die hochgebildeten Islamiten die Ahnungen und das geschickt ausgewertete, praktisch nutzbar gemachte Wissen der ägyptischen Priester über die elektrische Kraft nicht bis zur Dynamomaschine weitergeführt? Wenn M.-A. sagt, für die Entstehung einer Wirtschaftsgesinnung der mono-

¹ Genealogie der Wirtschaftsstile S. 44.

² W. Otto a. a. O. S. 49 Note.

theistischen Religionen sei der Inhalt der Religiosität entscheidend, so ist dagegen gewiß nichts zu sagen, denn es kommt selbstverständlich auf den Gehalt der Religionen an, was gerade an der griechischen mit ihrem ganz ausgesprochenen Übergewicht des Kultischen besonders deutlich in die Erscheinung tritt. Diese Feststellung ist aber auch dann nicht geeignet, einer Antwort auf die aufgeworfene Frage näher zu führen, wenn man mit M.-A. ergänzt: Formen, die das Religiöse vom Alltag ritualistisch abkapseln, noch überhaupt Religionen, die die Welt entwerten, konnten produktiv wirken, denn diese Voraussetzungen trafen ja z. B. auf die in so hohem Grade dem Gewinn und Reichtum frörenden Phöniker nicht zu.

Auch für den Monotheismus als solchen bleibt also die Frage offen, warum im Rahmen seiner Religionsformen, namentlich dort, wo in Verbindung mit ihnen ein hochgesteigertes Gewinnstreben und das starke Verlangen nach Lebenserleichterung, Arbeitsentlastung und Lebensbereicherung aufgetreten ist, die im Sinne M.-A.s dynamischen Techniken nicht zur Entwicklung gekommen sind. Soll man wirklich das monotheistische Weltbild als den ausschlaggebenden Grund für das Versagen dieser technischen Entwicklung anzusehen haben, weil diese Weltanschauung die Entfaltung der Wissenschaften hemmt?

V. Uneinheitlichkeit des „Mittelalters“

„Das Problem des geistigen Mittelalters war ‚das Verhältnis zwischen den übersinnlichen Idealen und der Welt‘, zwischen dem natürlichen und übernatürlichen Gesetz, zwischen dem absoluten geistigen Prinzip einer transzendenten Lebensbestimmung und all dem, was ihr die Natur, das Leben, die geschichtliche Entwicklung an irdischen Gütern und Voraussetzungen entgegenstellen.“¹ Aus diesem Problemkomplex entwickelte sich das merkwürdige System des späteren mittelalterlichen Geisteslebens, dessen Ausgangspunkt und reinste Verkörperung die mittelalterliche Kirche war. Der Gottesstaatidee und dem Jen-

¹ E. Troeltsch, Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, Tübingen 1912, S. 181 ff.

seitsgedanken trat die Notwendigkeit, sich in der Welt zurechtzufinden, immer stärker gegenüber, und es konnte nicht ausbleiben, daß die Gewalt der Verhältnisse und die folgerichtige autonome Weiterbildung und Anwendung der christlichen Grundideen auch ein positives – keineswegs nur ein negatives – Verhältnis zum Diesseits mit seinen weltlichen Notwendigkeiten, Gütern, Rechten und Pflichten bewirkt haben. Es wurde durchaus nicht mehr wie in der frühmittelalterlichen Epoche dieser Aufgaben- und Pflichtenkreis negiert. Und so ging es um die neue Entdeckung und Deutung der Welt, die Dvořak in diese spätere mittelalterliche Zeit verlegt. „Eine neue Weltanschauung, als deren Grundzug ein religiöser, philosophischer und historischer Relativismus erscheint“, ein neues weltliches Ethos und eine neue Wissenschaft mußte das Ergebnis sein.¹

Die Kirche beruhte, wie Troeltsch sagt, auf den wichtigsten philosophischen und ethischen Errungenschaften des Altertums, seitdem man Plato, Aristoteles, Cicero und die Stoa, das römische Recht wieder in den Bereich der geistigen Schulung zurückgewonnen hatte, wofür die Schulen von Chartres, Orléans, Toledo verwirklichende, Leben weckende Zeugen geworden sind.

Mag es nun richtig sein oder nicht, daß sich in der Kunst des späteren Mittelalters, in der gotischen Kunst, wie Dvořak es vertritt, diese völlige Umgestaltung aller Wege zur Erkenntnis und zum sittlichen Bewußtsein deutlich merkbar niedergeschlagen habe, dieses neue einheitliche Gedanken- und Gefühlssystem, in dem die ganze Masse der älteren geistigen Werte verarbeitet wurde und deutlich die ersten Ansätze gleichzeitig zum Rationalismus wie zu den idealistischen Strömungen der neuen Zeit enthalten waren, sich ausgewirkt habe: jedenfalls war dieses ganz neue Gedankengefüge vorhanden und damit schon sind Bedenken ausgelöst, ob es gerechtfertigt werden kann, das ganze Mittelalter geistig als geschlossene Einheit zu sehen.²

Wie nahe auch die Versuchung liegt, es ist hier gewiß nicht der Ort, die Epochengliederung und speziell die chronologische

¹ M. Dvořak, Kunstgeschichte als Geistesgeschichte, 1928, S. 54 ff.

² Vgl. dazu H. Bechtel a. a. O. S. 5 und 9. Kapitel.

Abgrenzung des Mittelalters zu erörtern. Aber bei der Idee, die Weltanschauung als die entscheidende Grundlage der wirtschaftlichen Gesinnung und Haltung und damit als Kennzeichen des Wirtschaftsstyles aufzufassen, geht es eben doch auch um diese Abgrenzung, wenn das Mittelalter gerade weltanschaulich als eine einheitliche Epoche einer bestimmten, die Lebensformen und Haltung beherrschenden, geistig seelischen Einstellung gelten soll. Es scheint den wirtschaftsgeschichtlichen Tatsachen gegenüber näher zu liegen, die Abgrenzung des mittelalterlichen Wirtschaftsstyles nicht mit dem Mittelalter abschließen zu lassen und namentlich im Hinblick auf die vielen von M.-A. selbst zugegebenen kapitalistischen Erscheinungen des Mittelalters die letzten Generationen desselben schon als wirtschaftlich dynamisch, also als nicht mehr mittelalterlich gelten zu lassen, wenn für diese dynamischen Erscheinungen eine Inkongruenz mit jener Weltanschauung anerkannt werden müßte, die schlechthin als der entscheidende Faktor für den undynamischen, ja stagnierenden Charakter der Wirtschaft des Mittelalters hingestellt wird. Auf diese Frage wird noch in der Klarstellung des Begriffes Dynamik zurückzukommen sein.

Gerade das Vorhandensein einer großen Zahl von Monopolen, und zwar sowohl solchen der Fürsten als auch der privaten Wirtschaft während des Mittelalters – solche Monopole sind bis in das 12. Jahrhundert hinauf nachweisbar –, ist ein Tatbestand, der nicht übersehen werden dürfte, wenn es gilt, die wirtschaftliche Haltung und Gesinnung jener Zeit so zu erfassen, daß diese gegenüber anderen Epochen klar gekennzeichnet und abgegrenzt erscheint. Wenn die Weltanschauung des Mittelalters wirklich entscheidend das wirtschaftliche Tun und Lassen beherrscht haben würde, dann hätte das Gewinnstreben und die tatsächliche Erzielung höherer Gewinne, dann hätte das Geschäftsprinzip, das sich über den Grundsatz hinweggesetzt hat, daß die bürgerliche Nahrung die Grenze bedeutet habe, die dem wirtschaftlichen Arbeiten gesetzt gewesen sei, überhaupt keine Rolle spielen können.

Es ist gerade durch kürzlich erst erschienene wirtschaftshistorische Arbeiten eine Reihe von bisher geradezu als communis opinio geltenden Lehren als unhistorisch erwiesen worden. So hat

namentlich Höffner¹ es als richtig aufgezeigt, die zweite Hälfte des 15. und die erste des 16. Jahrhunderts als eine zusammenhängende Blüteperiode der Wirtschaft aufzufassen, womit jedenfalls die Auffassung, als sei das Mittelalter wirtschaftlich bis zu den Reformatoren des 16. Jahrhunderts eine einheitliche Wirtschaftsepoche gewesen, schon abgelehnt erscheint. Aber auch die Auffassung, daß das Wirtschaftsprinzip des Mittelalters nur die Beschaffung der Nahrung gewesen sei, erweist sich heute als unhaltbar. Jedenfalls müssen die recht zahlreichen Darstellungen der Wirtschaftsethik der Scholastik, aus denen immer aufs neue diese „Nahrungs“-Theorie herausgelesen werden kann, als unverläßlich bewertet werden. Sie erfahren durch Höffner eine gründliche Korrektur.² Nach dem Stande der Forschung ist dieses Nahrungsprinzip nicht weltanschaulich, sondern wirtschaftspolitisch aufgekommen, und zwar gerade erst in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters.

Auf Grund sorgfältigen Eindringens in die Quellen weist Höffner nach, daß die bisher eingelebte Darstellung, bei den Scholastikern habe nur die Arbeit als konstitutives Element des Wertes der Dinge Anerkennung gefunden, so daß die Güter in ihrem Werte nur durch die aufgewendeten Kosten bestimmt würden, ebenso irrig ist wie die damit zusammenhängende Lehre: thomistisch sei der ethische Grundsatz, daß der Handelsgewinn nicht mehr als die Nahrung bringen dürfe. Thomas von Aquin hat, wie Höffner zeigt, im Anschluß an Aristoteles wohl das nackte Gewinnstreben, das „ohne Aufhören ins Unendliche geht“, die Sucht nach Gewinn als höchstes und letztes Ziel und ebenso den unlauteren Wettbewerb verurteilt. Aber man habe die Preisgerechtigkeit innerhalb der Schule nicht aus der Nahrung, sondern letztlich und faktisch aus der allgemeinen Marktschätzung abgeleitet, wofür Höffner einwandfreie Belegstellen

¹ Joseph Höffner, Wirtschaftsethik und Monopole im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Freiburger Staatsw. Schriften Heft 2, Jena 1941.

² Kuske, Gewerbe, Handel und Verkehr (Gesch. des Rheinlandes Bd. 2, Essen 1922, S. 239; Gunnar Mickwitz, Die Kartellfunktion der Zünfte und ihre Bedeutung bei der Entstehung des Zunftwesens, Helsingfors 1936; Ernst Kelter, Geschichte der obrigkeitlichen Preisregelung I. Die obrigkeitliche Preisregelung in der Zeit der mittelalterlichen Stadtwirtschaft, Jena 1935.

aus Albertus Magnus und Thomas erbringt. Wie so oft später¹ hat auch damals die kirchliche Literatur die Tendenz gezeigt, keineswegs traditional, sondern in dem Sinne modern zu bleiben, daß sie Notwendigkeiten des Alltags Raum geben, neue Ideen aufgegriffen² und sie mit den eigenen Lehren in Übereinstimmung gebracht hat.

Es ist übrigens, wo es um den Zusammenhang zwischen Weltanschauung und Wirtschaft geht, das Entscheidende nicht im Dogmatischen, sondern darin zu sehen, wie sich das christliche Ethos auswirkt.

Dazu kommt die Tatsache, daß die theologischen Kritiker am wirklichen Leben immer wieder Grund hatten, die Wirklichkeit zu verurteilen, und daß ihre Literatur das Problem des gerechten Preises immer wieder wälzen mußte, weil das wirkliche Leben allzu häufig Erscheinungen der Preisbildung aufwies, die das Gerechtigkeitsgefühl mindestens auf den ersten Blick verletzten. Es war ferner die Wirksamkeit der Monopole eine extensiv wie intensiv so bedeutsame Erscheinung geworden, daß das ganze Bild jener Zeit keinen Zweifel darüber läßt, wie weit die „aktiven“ Menschen es waren – Gewaltmenschen –, die die Wirtschaft entscheidend gestaltet haben, aber auch daß die Menschen, die als Träger einer Dynamik der Wirtschaft angesehen werden müssen, schon ganz gewiß keine *quantité négligeable*, keine seltenen „Wirtschaftsübermenschen“ waren, kurz eine Tatsache, die auch die Auffassung widerlegt, daß die entgegenstehende Weltanschauung genügende Bindung gegen eine Entwicklung als eine dynamische gewesen sei.³

¹ So zweifellos in dem mit den Encyclicis Rerum novarum und Quadragesimo anno zusammenhängenden Schrifttum.

² So gerade das Prinzip der Marktpreisbildung nach Angebot und Nachfrage. Vgl. Höffner über die Hochscholastiker a. a. O. S. 71 ff und die Scholastiker des 16. Jahrh. S. 101 ff. Dazu auch meine Literatur-Abh. Zur Wirtschaftsethik des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts. Jahrb. f. Nat. u. Stat. Bd. 156.

³ Und selbst wenn man es wirklich mit besonderen Wirtschaftsübermenschen zu tun hätte: sie waren auch ziemlich zahlreich. Aus einer ganzen Reihe von Städten ist eine Mehrheit hochangesehener Geschäftsmänner bekannt, außer den bekannten Italienern Buonsignori, Peruzzi, Bardi, Medici, Panciatichi, Barbarigo, Soranzo, auch Franzosen und Burgunder wie die Gebr. Boni, und

Gerade darum aber geht es! Es gilt einfach die Frage: War es die Weltanschauung, die den dynamischen Geist und Charakter der Wirtschaftenden das ganze Mittelalter hindurch nicht hat aufkommen lassen? Und wenn nein: Welche Kräfte sind es gewesen, die diese Dynamik so lange nicht und dann auf einmal in die menschliche Gesellschaft gebracht haben?

M.-A. glaubt, die katholische Weltanschauung, die gegen das Gewinnstreben und die tatsächlich weit über die Nahrung hinausgehenden Geschäftsverdienste bis zum Auftreten der Reformatoren gewirkt habe, als die ausschlaggebende und durchgreifende causa für die Hemmung einer dynamischen Entwicklung verantwortlich machen zu können, und er muß das natürlich auch, weil er erfüllt ist von dem Gedanken, daß der Calvinismus die wirtschaftliche Dynamik, ja überhaupt den neuen Stil des Lebens gebracht habe. Die Kräfte waren da, aber sie waren gehemmt.

Von zwei Seiten konnten Hemmungen wirksam werden: einmal von der Niederhaltung wissenschaftlicher, besonders naturwissenschaftlicher Forschung, zweitens vom weltanschaulich bedingten Wirtschaftsethos.

Nicht der technische Fortschritt an sich soll es sein, um was es bei der Differenzierung des neuzeitlichen von dem mittelalterlichen Wirtschaftsstile geht, Produktionsumwege mit fortschrittlichem Charakter können, wie M.-A. ausdrücklich sagt, auch „im statischen Rahmen“ (?) der bisherigen Produktion durchgeführt werden. Nur an Steigerung des Kapitalaufwandes gebundene neue technische Verfahren wirkten entscheidend. M.-A. sieht die Wirklichkeit gut genug, um nicht zu übersehen, daß auch technisch veraltete Betriebe neben solchen, die den Fortschritt tragen, konkurrenzfähig bleiben können, also daß wirtschaftlich nicht immer, nicht jeder technische Fortschritt sich durchsetzt, wie er auch wohl weiß, daß technisch mögliche Überkapitalisierungen wirtschaftlich zweckwidrig und daher verfehlt sind.

der große Finanzmann Karls VII., Jacques Coeur, die Deutschen Vicko von Geldersen, Veckinghausen, Puntinger. Es sind nur leider allzuvielen Dokumente, die Zeugnis geben könnten, verlorengegangen, und was vorhanden ist, zu wenig durchforscht. Vgl. Kulischer a. a. O. 24. Kap., insbes. S. 271ff.

Und dennoch ist es nur und kann es nur die Technik sein, um die es als Zwischenglied geht, wenn M.-A. von der Gehemmttheit der Wirtschaft durch die Weltanschauung des Mittelalters spricht. Denn das spezifisch Ökonomische, das planmäßige Disponieren über Produktionsmittel und irgendwelche anderen Erwerbsmittel hat nur im Rahmen der Probleme des gerechten Preises, des Monopols und des Zinses weltanschaulicher Beeinflussung unterliegen können. Nun haben diese Gesetze in diesem Rahmen allerdings, darin ist die *communis opinio* zweifellos richtig, eine weitgehende ethische Beeinflussung der Wirtschaft lange Zeit ausgeübt, aber einerseits ist von der kanonischen Wurzel her diese Hemmung schon drei Jahrhunderte vor der Neuzeit wieder abgebaut worden, andererseits gibt die Geschichte der Zins- und Wuchergesetzgebung der vor- und nachchristlichen Zeit keine hinreichende Grundlage dafür, daß nur dem spezifischen Wirtschaftsethos jener mittelalterlichen Gesetze die Verantwortung für eine Hemmung jenes wirtschaftlichen Geistes und jener dynamischen Gesinnung zugerechnet werden könnte, auf die es angekommen wäre, daß die Wirtschaft schon früher jenen raschen Aufstieg nehmen konnte, der infolge ihres Fehlens um Jahrhunderte später kam. Der Schutz gegen Wucher durch Preis- und Lohntaxen ist im ausgehenden Mittelalter absolut nicht mehr etwa ökonomisch fundamntiert, sondern sozialpolitisch.¹ Es verdient auch daran erinnert zu werden, daß, als das Zinsverbot von der Kirche längst nicht mehr praktiziert wurde, das Taxwesen von evangelischen Wissenschaftern wie Pufendorf, Chr. Wolf, Thomasius, auch Leibniz als Notwendigkeit hingenommen worden ist.²

Hat nun die mittelalterliche Weltanschauung wirklich die für den technischen Fortschritt erforderliche naturwissenschaft-

¹ Vgl. Cl. Bauer a. unten a. O.: Das kollektive Empfinden habe gegen die Verletzung des Zinsverbotes in der Praxis immer nur in Zeiten wirtschaftlicher Depression und Ausnahmezustände reagiert, wenn die Objekte der Bewucherung zu zahlreich wurden, wenn offensichtlich Fälle der Ausnutzung von Not vorlagen, „Verletzung der *justitia*“ als Überschreitung des allerdings „traditional-stabilen und sozial ausgerichteten Handelns“. Vgl. auch Höffner a. a. O. *passim*.

² K. Peschke, Art. Wucher. Hdwb. d. St. VIII⁴.

liche Arbeit so gehemmt, daß sie und nur sie für die Nichtentfaltung der Technik verantwortlich erscheint?

Weder die Entwicklung in der mittelalterlichen Technik noch die Einstellung der Kirche zur Wissenschaft rechtfertigen eine Bejahung der Frage.

In der Einstellung des mittelalterlichen theologischen Schrifttums zur Wissenschaft und damit zu einem wesentlichen Faktor für die Entwicklung der Technik fehlt Einheitlichkeit. Und M.-A. selbst hebt ja die Bedeutung der Scholastik für die Anbahnung einer Erforschung der Natur hervor. Diese Anbahnung war schon ein gewaltiger Fortschritt. Aber abgesehen vom Theologischen: in Burckhardts Kultur der Renaissance in Italien belehrt uns der 4. Abschnitt über die umfassende Wandlung, die im 14. Jahrhundert in der wissenschaftlichen, nur um der Erkenntnis willen getriebenen Naturforschung schon eingetreten war, sowie auch darüber, wie wenig allgemein zum mindesten die Inquisition der Dominikaner gegen diese Wissenschaftsbestrebungen sich hat durchsetzen können. Die Toleranz der Kirche ist angesichts der Tatsachen in dieser Richtung notorisch. Auch Sombart hat im ersten Bande seines Kapitalismus in der Vorgeschichte gezeigt, wieviel an wissenschaftlicher Entwicklung, die für die Ausgestaltung der wirtschaftlichen Technik von Bedeutung werden konnte, in die Zeit vor der Reformation fällt. Man braucht eigentlich nur den einen Namen Leonardo da Vinci zu nennen, um die Unhaltbarkeit einer These zu erkennen, die die Erreichung des kalvinistischen Weltbildes als Voraussetzung für die Entwicklung wissenschaftlich fundamentierter technischer Ideen geltend macht.¹

Was aber die Ablehnung des Dynamischen in der mittelalterlichen Wirtschaft, abgesehen von ihrer technischen Seite, anlangt, verfügen wir heute über ein so reiches Material, in dem das Vorhandensein ausgesprochen kapitalistischer Erscheinungen erhärtet wird, daß es nur um die Frage gehen kann, wie weit diese Erscheinungen als dynamisch anzuerkennen sind, soweit

¹ Roger Bacon ist wegen seiner Angriffe auf die Lebensführung des Klerus, insonderheit Roms, nicht wegen seiner naturwissenschaftlichen Leistungen verfolgt worden. In Deutschland hat Albertus Magnus das naturwissenschaftliche Denken mächtig angeregt.

sie nicht mit technischen Fortschritten verbunden aufgetreten sind, wie weit sie also damit als Beweismaterial dafür gelten können, daß der dynamische Zug in dem Wirtschaftsstil nicht erst mit Kalvin gekommen ist. Wie weit es berechtigt ist, daß M.-A. diese Erscheinungen als anachronistische Abweichungen abtut, ist eine weitere besondere Frage.

M.-A. sagt, das Mittelalter ist traditional statisch. Worin ist das Traditionelle seiner Wirtschaft zu erkennen? In welchen Bereichen zeigt sich die Wirksamkeit einer Tradition, die auch nur etwa aus den Zeiten der Merowinger bis ins 15. Jahrhundert reicht? In der Organisation der Wirtschaft ist weder quantitativ noch etwa qualitativ, wobei namentlich an den Grad der Vergesellschaftung zu denken ist, Beständigkeit zu behaupten. Auch Dopsch stellt nicht in Abrede, daß die Verdichtung der Siedlung mit einer Vermehrung der Städte Hand in Hand gegangen ist und daß innerhalb jeder einzelnen Stadt mit dem Bevölkerungswachstum die Tendenz zur Entfaltung des Prozesses der Spezialisierung allenthalben bestand, was immer schon Fortschritt bedeutete, daß aber freilich der Prozeß selbst durch alle möglichen Störungserscheinungen oft gehemmt war.

Es ist aber ein Mißgriff, dem mittelalterlichen Gütererwerb den dynamischen Charakter abzuspochen, wenn man an die Leistungen denkt, die z. B. der hanseatische Geist in der Aufschließung der Welt des Ostens trotz aller ungeheuren Verkehrsschwierigkeiten geschaffen hat, ganz zu schweigen von den Leistungen des Mittelmeerhandels, der sich trotz der kompliziertesten politischen Verhältnisse immer wieder durchzusetzen vermochte, und wenn man gleichzeitig sich erinnert, welche große Rolle die brutale Gewalt durch so viele Jahrhunderte im Kampf gegen die wirtschaftlich friedliche Güterbeschaffung und namentlich den Güterverkehr gespielt hat, ja so sehr, daß man die machtmäßige Güterbeschaffung in manchen Bereichen auf eine Linie stellen muß mit der durch Arbeit.

Will man nun etwa diese Rechtsverfassung, die diese ganz andere Stellung der Gewalt ermöglicht hat, auch auf das Konto der christlichen Weltanschauung schreiben?

Mit der für jeden Kapitalismus erforderlichen Bildung von größeren Geldvermögen stand es freilich schlimm. Und wie die

Vermögensbildung so ist auch jeder Fortschritt in der Wirtschaft durch eine Reihe von für das Mittelalter charakteristischen Zügen des Daseins gehemmt worden. Wohl wurde die Piraterie und der Seeraub auch von den großen Unternehmern selbst als positives Mittel des Gütererwerbs eingesetzt, aber die Begleiterscheinung, die Unsicherheit in der Durchführung aller etwas größer angelegten Wirtschaftspläne hat nicht nur so oft von ihrer Inangriffnahme abgehalten, sondern hat auch die Vermögensbildung gewaltig gehemmt.

Außer den Kriegen und mit ihnen verbundenen Plünderungen waren auch die Privatfehden, die sozialen Unruhen, namentlich in den Städten, und nicht zum mindesten die Brandschatzung und Besteuerung durch die Landesherren und Stadtherren eine große Gefahr für die Bildung von Vermögen. Daß namentlich die Kreditverhältnisse darunter leiden mußten, so daß das im Bankgeschäft angelegte Kapital besonders bedroht war, liegt auf der Hand.¹ Im 14. Jahrhundert sind in Venedig z. T. infolge der Verbindung des Depotgeschäftes mit dem Warenhandelskredit von 103 Bankhäusern 96 zusammengebrochen.²

Nicht zu vergessen und nicht zu unterschätzen aber ist die Hemmung der Vermögensbildung durch den üppigen Verbrauch. Und darin ist nun allerdings zweifellos der Lebensstil des Mittelalters von dem puritanischen abgrundtief verschieden.

Von all dem, sowohl von der Wucht der Gewalt, die ein geordnetes Wirtschaftsleben immer wieder nicht aufkommen ließ, jedenfalls nicht auf lange Perioden, als auch von der Gestaltung des Genußlebens gilt, was Huizinga im Herbst des Mittelalters schreibt:³ Der moderne Mensch macht sich in der Regel keine Vorstellung von der zügellosen Extravaganz und Entflammbarkeit des mittelalterlichen Gemütes . . . im 15. Jahrhundert kommt der unmittelbare Affekt noch in einem Maße zum Ausdruck, daß Nutzen und Berechnung immer wieder durchbrochen werden. Es ist schwer zu verstehen, wie man auf Grund der

¹ Vgl. Kulischer, Wirtschaftsgeschichte a. a. O. S. 270 ff., auch Warenhändler und Geldausleiher im Mittelalter, Ztschr. f. Volksw., Soz. u. Verw. 1908.

² Kulischer, Wirtschaftsgeschichte S. 343.

³ Huizinga, Herbst des Mittelalters S. 19.

Kenntnis der überzeugenden Darstellung der Kultur des späten Mittelalters in Frankreich und den Niederlanden diesem Zeitalter in toto das Prädikat „traditional“ geben kann. In allen Gebieten des Lebens war das, was man Dynamik nennen kann, in hohem Maße wirksam, war diese gewaltige Spannung zwischen stärkster Lebensbejahung in allen Formen einerseits, höchster Eindringlichkeit des Todesgedankens andererseits, zwischen Hassen und Verachten einerseits, Lieben und Mitleiden andererseits bei jung und alt, bei hoch und niedrig, ja in höchstem Ausmaße bei den Machträgern lebendig und durch die Herrschaft des Treuprinzips vervielfacht und bis zur Negation des Staatsgefühls und der Begeisterung für die Parteisache gesteigert.

Es ist nun gewiß nicht in Abrede zu stellen, daß das Wirtschaften im Mittelalter in einer gewissen Abhängigkeit von dem religiösen Gebundensein gesehen werden muß, daß die aus der christlichen Weltanschauung sich ergebende Haltung auch im Bereich der Wirtschaft zur Geltung kam. Wer jemals mittelalterliche Urkunden und Akten in größeren Mengen durchgearbeitet hat, dem kann dieser Zusammenhang zwischen religiöser Gebundenheit und wirtschaftlichen Entschlüssen nicht zweifelhaft geblieben sein. Das Anwachsen des Vermögens der toten Hand auf der einen Seite bei verhältnismäßig bescheidenem Wachstum der privaten Vermögen andererseits ist zum großen Teil auf die zur Gewinnung des Seelenheils gemachten so zahlreichen Schenkungen und Stiftungen, namentlich solche von Todes wegen, zugunsten der Kirchen und Klöster zurückzuführen. Es ist ohne weiteres auch darin ein hemmendes Moment gegenüber der privaten Vermögensbildung zu sehen und, es ist bekannt genug, wie sich andererseits auch innerhalb des Bannes der mittelalterlichen Weltanschauung der Haß und Neid der Nichtshäbigen dagegen aufgelehnt hat: man denke an die französische Jacquerie, an die Lollardenbewegung des Wat Tyler in der Umgebung Londons im 14. Jahrhundert, die kommunistischen Bewegungen im Hussitentum und die späteren deutschen sogenannten Bauernbewegungen u. a. m.

Ja, Zweifel an der Kraft einer Weltanschauung müssen die Oberhand gewinnen, deren Ethik nicht stark genug war, den Rachegeist so weit zu bändigen, daß über das Parteigefühl das

Staatsgefühl Sieger werden konnte. So ist es begreiflich, daß bis in das 12. Jahrhundert das staatliche Leben, soweit man von einem solchen überhaupt sprechen kann, nichts weniger als geeignet war, einen wirklichen Nährboden für das Aufkommen und die Entfaltung des kapitalistischen Geistes abzugeben. Die Selbstverständlichkeit beständiger Bedrohtheit der mobilen Vermögensbildung besagt genug.

Nicht nur auf deutschem, ebenso auf italienischem Boden, in Frankreich, den Niederlanden und gar England ist das Bild der Wirtschaft – von weiter zurückliegenden Zeiten zu schweigen – um die Jahrtausendwende ein völlig anderes als im 14. und 15. Jahrhundert. Nicht nur quantitativ, sondern auch strukturell ist es anders geworden, und in allem Werden steckt Dynamik, sozusagen Brechung der Tradition. Aber es gibt auch ganz unverkennbar dynamische Perioden in diesen Jahrhunderten.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts ist ein deutlicher, gar nicht zu übersehender Kulturwandel eingetreten. Hampe sieht diese Wendung im Zusammenhang mit der Ausstrahlung der Kreuzzugswirkungen, namentlich in Westeuropa.¹ Die Kreuzzugshoffnungen waren zusammengebrochen, die Zuversicht der Führenden war unterhöhlt, und da die eigentlichen Träger der Kreuzzugsbewegung überwiegend von Frankreich gekommen waren, hatten Franzosen den stärksten Teil an der syrischen Kolonisation. So überrascht es auch nicht, daß der Einfluß des Orients am stärksten in Frankreich fühlbar geworden ist. Aber es ist keineswegs auf Frankreich beschränkt geblieben. Allenthalben auch in Mitteleuropa ist eine Hebung der materiellen Lebenshaltung zu beobachten: Gewänder und Waffen werden prunkvoller, Teppichkultur dringt ein, sinnlich üppiger, der Askese abhold gestaltet sich das Leben. Aber nicht nur das materielle, auch das geistige Leben erhält einen ganz starken Auftrieb, und auch da nicht etwa nur durch die auf dem Wege über arabische Werke eingetretene Entdeckung und Wiedergewinnung des Aristoteles, um dessen Übersetzung ja auch die Schulen von Chartres, Orléans und Toledo sich besonders verdient gemacht

¹ K. Hampe, Kulturwandel um die Mitte des 12. Jahrhunderts, Arch. f. Kulturgesch. XXI.

haben,¹ sondern auch durch das unmittelbare Bekanntwerden mit der hohen Bildung, der edlen Gesinnung und der Phantasie des Islams.

Nicht minder wichtig war die Rezeption des römischen Rechts: „eine heidnisch-weltliche Autorität, die von Papsttum und Kirche nichts wußte“, trat neben die bisher allein gültigen Autoritäten der Heiligen Schrift und der Väter. Und gerade auf diese Autorität geht eine der wichtigsten geistigen Komponenten zurück, die für die Genesis des neuzeitlichen Kapitalismus und seine Dynamik neben der Rehabilitierung der menschlichen Natur durch die italienische Renaissance nicht weggedacht werden kann: der Individualismus.

Muß man es nicht auch als Symptom einer gewaltigen immanenten Dynamik werten, wenn eine Stadt in dem kurzen Zeitraum von 50 Jahren einen so gewaltigen Aufschwung ihrer Stellung in der Wirtschaft Europas und der Welt nehmen konnte, wie es bei Augsburg der Fall war. Augsburg war um die Mitte des 15. Jahrhunderts, als der große Jakob Fugger geboren wurde (1459), keineswegs jenes Zentrum der deutschen und materiellen Kultur wie die Stadt es beim Tode dieses Mannes war. Wien und Nürnberg unter den süddeutschen Städten, im Norden die Hansastädte hatten eine unvergleichlich größere Geltung und Bedeutung gehabt. Es wäre aber auch ganz im Widerspruch zu den historischen Tatsachen, wenn man in der Geschäftsrührigkeit der Augsburger Großkaufleute eine Singularität schlechthin erblicken wollte: in Bern, St. Gallen, Basel, Konstanz, Frankfurt a. M., ja selbst dem kleinen Ravensburg, überall gab es eine beträchtliche Zahl außerordentlich betriebsamer Geschäftsleute. So wenig wie die Fugger innerhalb der Augsburger Bürgerschaft einsam auf stolzer Höhe standen, ist Augsburg eine aus dem Rahmen fallende Erscheinung gewesen. Gewiß war der reiche Jakob, „dieser bedeutendste deutsche Renaissancemensch auf wirtschaftlichem Gebiet“, allen seinen zeitgenössischen Mitbürgern wie allen Vorausgegangenen und allen Folgenden ungeheuer überlegen, aber darüber darf man die vielen vortreff-

¹ Übrigens nicht zu vergessen auch die Engländer (Alexander Neckham). Vgl. Überweg, Grundriß d. Geschichte d. Philosophie Bd. II¹⁰ (Baumgartner) S. 421.

lichen spekulativen Köpfe bloß schon in der Augsburger Bürgerschaft aus anderen Familien nicht übersehen, der Imhof, Welser, Höchstätter und so vieler anderer.

Ist denn nun aber, was dynamisch erscheint, so ganz willkürlich und zufällig gekommen? Sind nirgends tiefere Gründe zu erkennen, die die Wandlung erklären? Eine volkswirtschaftliche Zusammenschau wird immer in erster Linie auf die Bevölkerungsbewegung Bedacht zu nehmen haben. Und reichlich genug haben Bevölkerungsänderungen sich wirtschaftlich scharf ausgewirkt. Negativ: Kriege und Seuchen haben die Bevölkerung dezimiert, der Schwarze Tod in England 1348 auf die Hälfte, und im Statute of Labourers von 1351 hat diese Bevölkerungskatastrophe einen stärksten wirtschaftlichen Niederschlag gefunden.¹ Positiv: der Bevölkerungszuwachs bringt Kolonialwogen (aus Südwestdeutschland nach dem Osten), und wo solche nicht möglich sind, städtische Expansionen und agrarische Wandlungen, grundherrschaftliche Probleme.

Zu solchen natürlichen „Antrieben“ zu wirtschaftlichen Änderungen kommen willkürliche, politische, machtproblematische. Clemens Bauer untersucht in seinen Forschungen und Darstellungen über das Verhältnis von Kirche und Staat in ihrer Wirksamkeit für den kapitalistischen Geist die spezifischen wirtschaftlichen Motivreihen und zielt dabei darauf ab, vor allem die aktive Mitwirkung von Staat und Kirche an der Entfesselung des Erwerbstriebes und am Abbau der vorkapitalistischen Wirtschaftsgesinnung herauszuarbeiten. Sein Ergebnis ist vor allem, daß kirchliche und staatliche Finanznot, dieser Dauerzustand in einer Epoche des entscheidenden Vorstoßens der neuen Wirtschaftskräfte, in hervorragendem Ausmaße als Grund für die Entwicklung zu erkennen ist.

Der Beginn einer planmäßigen kirchlichen Finanzwirtschaft war in einer Zeit eingetreten, in der die Macht des Papstes ihren Höhepunkt erreicht hatte (von Innozenz III. bis auf Bonifaz VIII., also etwa 13. Jahrhundert). Machtbetätigung erheischte aber damals schon dank des Fortschrittes, den die Geldwirtschaft ge-

¹ Vgl. meine Lohnpolitik und Lohntheorie, 1901, S. 45 ff. und 66 ff. G. Brodnitz, Englische Wirtschaftsgeschichte S. 61.

macht hatte, die Verfügung über Geld und nicht mehr bloß über Boden und Güter. Überall dort, wo die lehensmäßige Beschaffung militärischer Kräfte in die geldmäßige überwechselte, verschob sich notwendigerweise die wirtschaftliche Grundlage der Machtpolitik von der Verfügung über Land in die über Geld. Geldeinkünfte der Kurie reichen zwar weiter zurück, aber das 12. Jahrhundert brachte, wie Bauer feststellt, eine wirklich geordnete Finanzverwaltung und das 13. eine „Papstfinanz im eminenten Sinn“.

„Die beiden fundamentalen Forderungen mittelalterlicher Wirtschaftsethik, Zinsverbot und gerechter Preis, haben in der Praxis kirchlicher Fiskalität keinen Raum. Seit der Höhe des 13. Jahrhunderts kehrt sich die Kurie in ihren Finanzgeschäften nicht mehr an das Zinsverbot. Lange dauert noch der Zustand der Verschleierung des Zinses unter verschiedenen Titeln und Formen, die den Moraltheologen mit Hilfe entsprechender juristischer Konstruktionen eine Entgiftung ermöglichen. Seit den großen Anleihebegehungen des beginnenden 16. Jahrhunderts fällt das weg, und die Frage der Zinszahlung unterliegt grundsätzlich nicht mehr ethischen Bedenken. . . . Im engsten Zusammenhang mit der Ausbildung staatlicher Kreditwirtschaft erhebt sich eine neue sozialetische Problematik: die erweiterte Möglichkeit von arbeitslosem Einkommen und die Schaffung einer Staatsrentnerschicht, die, ohne zu den Steuerlasten herangezogen zu sein, einen nicht unerheblichen Teil des mobilisierten Arbeitsertrages der werktätigen Bevölkerung des Kirchenstaates genießt.“

Damit war natürlich die Umbildung der Wirtschaftsethik dogmatisch notwendig geworden. Die päpstliche Gesetzgebung ist dabei am fortschrittlichsten, während die Moraltheologie nachhinkt, vielfach noch in scholastischem Denken befangen und mit scholastischen Begriffen konstruierend. Ganz im Sinne einer Auffassung, die die Wirtschaftsethik mit als das Produkt äußerer Lebensverhältnisse erkennen zu müssen glaubt, schreibt Bauer: Das kanonische Zinsverbot war der Versuch in einer relativ verkehrsarmen und überwiegend naturalwirtschaftlichen Epoche die Caritas und Aequalitas in Form eines konkreten Gebotes zu realisieren. In der entwickelteren, verkehrsreichen und auf Geldverkehr eingestellten Wirtschaft war eine entsprechende Norm für die konkrete Praxis des Wirtschaftens schwer zu finden, die gleich einfach und absolut die Caritas und Aequalitas garantiert hätte. So ist es natürlich nie zu einem ausdrücklichen Widerruf des kanonischen Zinsverbotes ge-

kommen,¹ während die Praxis der Kurie fallweise äußerst zinsfreundlich wurde.²

Gewiß, M.-A. hat recht: die hier zu erkennende fortschreitende Entwicklung blieb wohl als solche im Unterbewußten, ist nicht Teil der Wirtschaftsgesinnung der beteiligten Menschen gewesen. Die Notwendigkeit war da, und es dürfte dem einen und dem anderen Handelnden nicht leicht gefallen sein, den für das Fortschreiten maßgebenden Schritt zu tun. Aber auch hierin begeht M.-A. den Fehler, die innerweltliche Überlegung zu einem Kriterium der Stilkennzeichnung zu machen. Ja, gegen ihn³ könnte man wohl sogar behaupten: am ehesten hat der Zweck als religiöse Wurzel (Förderung der Macht der Kirche) den Schritt in eine neue Auffassung vom Zulässigen als dem Unvermeidlichen und Notwendigen im wirtschaftlichen Denken herbeigeführt.

VI. Historische Fragen zur Erklärung des neuzeitlichen Stiles

Zur Erklärung des Verhältnisses zwischen religiöser Einstellung und wirtschaftlicher Haltung hat M. Weber darauf hingewiesen, daß wir modernen Menschen uns keine Vorstellung machen können von dem Einfluß und der Einwirkung eines Geistlichen in die Seelsorge, Kirchenzucht und Predigt in jener Zeit, in der das Jenseits alles war und an der Zulassung zum Abendmahl die soziale Position hing, und er behauptet damit, daß die in dieser Praxis sich geltend machenden religiösen Mächte die entscheidenden Bildner des Volkscharakters gewesen seien. Das Beweismaterial M. Webers ist ganz überwiegend der englische Protestantismus, und es spricht unverkennbar vieles für diese

¹ Cl. Bauer, Kirche, Staat und kapitalistischer Geist, Arch. f. Kulturgesch. 21. Bd., 1931, S. 151. Auch Gust. Schürer, Kirche und Kultur im Mittelalter, III., Paderborn 1929, S. 311. „Die Not erzwang so vieles.“ Das Kreditbedürfnis führte sogar zur Verpfändung der päpstlichen Tiara an das Bankhaus Centurioni in Genua.

² J. B. Kraus, Scholastik, Puritanismus und Kapitalismus, 1930, insbes. S. 89.

³ M.-A., Genealogie S. 76.

trotz mancher von psychologischer wie historischer Seite erhobenen Widersprüche heute noch sehr fest verankerte Lehre. Aber es erheben sich jetzt gegenüber der vielumfassenderen Auswertung derselben und in der Erweiterung des Grundgedankens von der Macht der Weltanschauung auf alle Zeitalter in der Wirtschaftsstiltheorie M.-A.s reichlich historische Bedenken, und namentlich zur Kennzeichnung und Erklärung des neuzeitlichen Wirtschaftstiles taucht eine Reihe historischer Fragen auf, die sich gegen M.-A.s Theorem wenden.

Eine historische Frage ist es, ob und inwieweit die innerweltliche Askese des Calvinismus wirklich so herrschend geworden ist, daß man sagen kann: die von ihr ausgehende Lebenshaltung habe drei Jahrhunderten das wirtschaftliche Gepräge gegeben. M.-A. antwortet „die Überlegenheit und Wucht des Religiösen beruht für das 16. bis 18. Jahrhundert darauf, daß es den damaligen Menschen in der Tiefe bestimmte und für Jahrhunderte große Gebiete zu einheitlicher Geistigkeit zusammenschloß. . . . Einzig das Religiöse reicht in die Tiefenschicht hinein und vermag allein solche Totalwandlung zu erklären, wie sie der neuzeitliche Wirtschaftsstil mit einer Wandlung in vielen Gebieten herbeigeführt habe. . . . Durch Konsequenz und Radikalität im Aufbau des Neuen erwiesen sich bis ins 18. Jahrhundert die Gebiete des Calvinismus als führend.“¹ Gewiß, es waren das 16. und 17. Jahrhundert ein hoch religiöses Zeitalter. Aber damit ist für die Begünstigung, geschweige denn die Erweckung des neuzeitlichen Kapitalismus durch den Calvinismus nichts bewiesen, auch nicht, wenn wirklich die Religiosität der Engländer so ganz anders geworden sein sollte. Zunächst muß nun festgestellt werden, daß nach den neuen Forschungen von Bohatec über Kalvins Lehre vom Staat und seine Stellung zur Wirtschaft die bisherigen Auffassungen von seiner Bedeutung für den kapitalistischen Geist nicht aufrechtzuerhalten sind. Seine Auffassung des Verhältnisses von Individuum und Gemeinschaft lasse es vielmehr als richtig erscheinen, bei ihm eine Wurzel des modernen christlichen Sozialismus zu sehen. Keinesfalls geht es an, in seiner Lehre schlechthin eine Befürwortung, ja Forderung jener rastlosen,

¹ M.-A., Genealogie S. 96.

rationellen Wirtschaftsbetätigung zu erblicken, in der sich der kapitalistische Geist manifestiere. Auch die Verschiedenheit zwischen Kalvins und Luthers Lehre ist nach Bohatecs Darlegung in der Richtung auf die Wirtschaft keineswegs so fundamental, wie das behauptet wurde.¹

So zeigt sich deutlich, daß erst die spätere Gestaltung des Calvinismus die Bewährung des Glaubens als Motiv für die Gestaltung der innerweltlichen Askese entwickelt hat, wie das übrigens M. Weber und E. Troeltsch ja auch gezeigt und niemals anders in ihren Beweisführungen aufgefaßt haben.

Die gerade nach M. Weber maßgebendste Persönlichkeit des späteren Calvinismus, Baxter (1615–91), „der Prediger harter stetiger körperlicher oder geistiger Arbeit“, war es, der das Verwerfliche an dem Reichtum nicht in diesem selbst, sondern in dem Ausruhen auf solchem gesehen hat, so daß also, wenn der Besitz Kapital ist, nicht das Erwerben des Kapitals, sondern das Ausruhen auf seinem Besitz, eventuell seinen Erträgen das zu Verurteilende ist, d. h. nichts anderes als die Wirksamkeit des Kapitals für den individuellen Lebensstil. Die zum Puritanismus führende Ausdeutung und Weiterführung der Genfer Lehre haben aber damit nichts die Methode der Güterbeschaffung, speziell der gewerblichen oder agrarischen Produktion, nichts die Struktur der Wirtschaft Bestimmendes gebracht, nichts für jene angeblich ganz neue Arbeitsdynamik.

M. Weber weist auf den Unterschied gegenüber der mittelalterlichen Doktrin hin, die ausdrücklich die Arbeit forderte, aber nur, wie Thomas von Aquin lehrte, die Arbeit zur Erhaltung des Lebens des einzelnen und der Gesamtheit, und diese Arbeitspflicht treffe nicht jeden, nicht denjenigen, der von seinem Besitz leben kann. Bei Baxter entbinde auch der Reichtum nicht von der bedingungslosen Vorschrift des Arbeitens im Sinne der calvinistischen Ethik. Hierin, in dem Verhältnis zwischen möglicher und tatsächlich der Arbeit gewidmeter Lebenszeit sei der Kardinalpunkt zur Unterscheidung des mittelalterlichen vom puritanischen Arbeitsethos zu sehen, hierin

¹ J. Bohatec, Kalvins Lehre von Staat und Kirche (Untersuchungen z. D. Staats- u. Rechtsgesch., 147. Heft), 1937.

wirke sich das Dogma dynamisch so aus, daß es den Stil beherrschend kennzeichnet.

Für die Frage nach dem Kausalzusammenhang zwischen Calvinismus und Kapitalismus ist es nicht gleichgültig, daß eben erst der spätere Calvinismus, und zwar auch nur der puritanische, Mitte des 17. Jahrhunderts zum mindesten jenen eigenartigen Berufsgedanken entwickelt hat, der dann allerdings nicht nur zu einem mittelalterlichen, sondern auch zum lutherischen, aber vor allem zum ursprünglich kalvinischen arbeitsethischen Grundsatz in Gegensatz trat. Calvin wie Luther haben die entscheidende Wendung gegenüber der mittelalterlichen „hochscholastischen, aber auch mystischen Berufsauffassung“ nur darin vollzogen, daß sie Front gemacht haben „gegen den anmaßenden Grundsatz“, daß nur das Mönchtum ein wahrer Beruf sei und daß das beschauliche weltentzogene Leben den Vorzug habe vor dem tätigen (Bohatec).

Dieses Beständig-tätig-sein ist bei M. Weber das dynamische Element des kapitalistischen Geistes. Mit der Pflicht dazu und dem Verzicht auf Genießen und Ausruhen soll die Gesinnung der kapitalistischen Menschen entstanden sein. Ist das nun auch das Kriterium in der Wirtschaftsstiltheorie M.-A.s?

Letzten Endes läuft der Unterschied zwischen dem Reichtumerwerben der antiken Welt einerseits, dem der englischen puritanischen Welt andererseits nur darauf hinaus, daß in dieser die kapitalistische Entwicklung nicht aus dem direkten Erwerbstrieb, sondern aus der evangelischen Gesinnung energiert worden sein soll, damit allerdings zu einer Kontinuierlichkeit, wie sie dem weltanschaulich nicht Gebundenen kaum liegt. Und so scheint auch hier ein quantitativer, ein gradueller Unterschied Bedeutung zu haben.

Daß der Dynamismus der englischen Wirtschaft des 17. Jahrhunderts, also gerade in der Zeit des stärksten theoretischen Aufschwunges des Puritanismus noch nicht in einer wissenschaftlich fundamentierten Technik wirksam war, daß also zunächst jedenfalls nicht die Wissenschaftlichkeit ausschlaggebend wurde, gibt M.-A. hier selbst zu. Der Kapitalismus war in jener Zeit ein Handels- und insbesondere Überseehandels- und Reedereikapitalismus im unmittelbaren Zusammenhang mit der Erwerbung und Eroberung

rung jener Überseebesitzungen, mit denen die Begründung des englischen Kolonialreiches ihren Anfang nahm. Die „wirtschaftliche Gesinnung“ der Puritaner hatte für die kapitalistische Betätigung damals doch kein anderes Wirkungsgebiet als eben jenes, in dem es gar nicht auf die Möglichkeit eines wissenschaftlich-technischen Einflusses ankam, so daß schon unter diesem Gesichtspunkt die Beweisführung, daß die wirtschaftliche Entwicklung des Mittelalters an dem Gegensatz der Weltanschauung gegen die Entwicklung der Wissenschaften gescheitert sein soll, nicht stichhaltig ist. Auch das Puritanertum setzt nicht mit der Auswertung einer wissenschaftlich fundamentierten Technik in der gewerblichen Produktion ein. In den Grundlagen für die Verwirklichung des Kapitalismus waren die Dinge noch nicht wesentlich andere als im Mittelalter, dem wie der Antike der Umschlag von Geldkapital als Weg zur Gewinnerzielung ja bekannt war.

War es nicht so, daß schon im 15. Jahrhundert Geldkapital erforderlich war, um die Organisation des Textilgewerbes und des Bergwerkbetriebes im damaligen Stil durchzuführen? Und ist das Neue in der kapitalistischen Gestaltung der neuen Zeit nicht die Veranlagung von Geldkapital als festes Kapital in dauernden langlebigen Produktionsmitteln und liegt darin nicht genug an Bedeutung der modernen Technik?

Bringt man den für das wirtschaftliche Verhalten maßgebenden, ja wesentlichen Zug der weltanschaulichen Stiltheorie auf die einfachste Formel, so erscheint für die mittelalterliche Wirtschaft die Hoffnung auf Heilswirkung der Lebensgesinnung und damit der Arbeitsweise, für jene der neuen Zeit das Verlangen nach einem Symptom des Gnadenstandes, also auch des Heils als entscheidendes Motiv der Lebenshaltung. Für die praktische Wirtschaftsgestaltung bedeutet danach die innerweltliche Askese auch nur eine graduelle Abstufung: der mittelalterliche Mensch und Arbeiter wirkt in dem Ausmaße beruflich, als es seinem Pflichtgefühl entspricht; die Arbeitspflichterfüllung freilich neben anderen Pflichten sichert ihm oder macht ihm wenigstens wahrscheinlich die Heilserreichung. Der Calvinist der Neuzeit dagegen arbeitet ohne Unterlaß, weil er nicht genießen soll, nicht ausruhen darf; aber auch er will den Erfolg der

Arbeit sehen und hinter diesem seine Auserwähltheit, seinen Gnadenstand: die Sicherheit des Heils. Denn der Erfolg der Arbeit ist ja sicherstes Symptom der Gottgefälligkeit seiner Arbeit. Die Kapitalaufspeicherung und die immer erneute Verwertung des Besitzes in werbender Form sind nicht etwa Ziel und Zweck, seines Arbeitens, wohl aber unausbleibliche Begleiterscheinung, sie haben mit der Lebensgesinnung selbst nichts zu tun.

Wie verschieden also auch das Motiv erscheinen mag, durch die Brille der rationalen Kritik gesehen, ist die Bedeutung der Weltanschauung für die Arbeit in der Wirtschaft nur graduell und das wieder subjektiv verschieden, eine andere geworden: dort die Heilsaussicht selbst, hier das Verlangen nach der Bestätigung des Auserwähltseins, das bestimmtere Wissen um das eigene Heil. Die Wirkung ist für die Dynamik der Wirtschaft nicht im Wesen, sondern nur im Ausmaß verschieden.¹

M.-A. tut alle früheren Kapitalismen ab (S. 73) als gewissermaßen parasitäre Einsprengungen in vorhandene Wirtschaftssysteme, die von Vermittlung, Ausbeutung, Geldwechsel, Steuerpacht, Sklavenarbeit leben. Solche Erscheinungen stellten auch nicht das Typische des Kapitalismus dar. Erst die Verbindung des rechenhaften Großbetriebes mit einer dynamischen Technik bringe die Wendung zu produktiven Unternehmungen, die nicht von den Kräften und Mitteln eines anderen Wirtschaftssystemes leben, sondern dieses selbst fundamentieren. Daß Ausbeutung, Vermittlung, Geldwechsel, Zins- und Unternehmer-einkommen usf. nun nicht auch schon in verschiedenen, der Neuzeit vorausgegangenen Zeitaltern, in denen sie vorgekommen sind, typisch gewesen seien, kann heute schwer bewiesen werden, denn sie waren so wichtige Ergänzungen, daß gewisse Erschei-

¹ Es sei nebenbei bemerkt, daß das auch für die klösterliche Arbeit gilt. Nur für die Gruppe der ausschließlich in der Kontemplation das Heil Suchenden trifft es nicht zu. Sie stehen aber auch überhaupt nicht in der Wirtschaft. Vgl. dazu Laum, Wirtschaftsgeschichte S. 160 f. Die Gedanken des Duns Scotus zur Wirtschaftsethik lesen sich übrigens geradezu wie die eines Vorläufers des Puritaners Baxter, denn er fordert Bewährung im wirklichen weltlichen Dasein, die wichtiger ist als Beschaulichkeit. In ihm zeigt sich um die Wende des 13. Jahrhunderts das Holz, aus dem die neuzeitlichen Wirtschaftsmenschen geschaffen scheinen. So war und ist englische Stellung zum Leben. (vgl. Brodnitz, Englische Wirtschaftsgeschichte, 1918, S. 292 ff.).

nungen der Wirtschaft ohne sie nicht gedacht werden können. Ich habe als kapitalistische Zeitalter jene gekennzeichnet, in denen die Güterbeschaffung maßgeblicher Teile der Wirtschaftsgesellschaft so unter dem Einflusse des kapitalistischen Erwerbstrebens vor sich geht, daß sie ohne das Funktionieren des rechnerisch kontrollierten Kapitals nicht gedacht werden kann,¹ und ich erkenne ohne weiteres an, daß ein Zeitalter besonders tiefgehend kapitalistisch wird, sobald die Triebkräfte des Kapitalismus auf allen Lebensgebieten sich durchzusetzen suchen, jedenfalls fühlbar werden. Dazu gehört namentlich die Gestaltung der Rechtsordnung, die selbst wieder dem Kapitalismus Möglichkeiten schafft.

Diese Universalität der kapitalistischen Wirksamkeit ist, soweit das historische Material ein Urteil gestattet, in früheren Zeiten bisher nicht nachgewiesen, und damit allein schon ist ein Unterscheidungsmerkmal des neuzeitlichen Lebensstiles gegeben: für die Entwicklung des modernen Kapitalismus liegt ein Wesenszug gerade darin. Fragen wir also, worin diese Theorie von der Bedeutung der kalvinistischen Ethik im Zusammenhang mit der Prädestinationslehre für die Wirtschaft in der Wirklichkeit ihre Bestätigung gefunden hat, so läßt sich durch die Tatsachen als gerechtfertigt erweisen zu behaupten, daß die innerweltliche Askese die Vermögensbildung, die Reichtumsanhäufung weitgehend gefördert haben dürfte. Ja, man kann vielleicht auch noch sagen, daß eine Vervielfachung des individuellen Reichtumsbesitzes auf sie zurückzuführen ist.

Aber darin erschöpft sich nicht nur nicht der Kapitalismus, sondern auch ganz gewiß nicht der Stil der Wirtschaft in der kalvinistischen Welt jener Jahrhunderte. Zum Kapitalismus gehört nicht nur die Bildung von Geldkapital, sondern auch ihr Einsetzen zur Bildung weiterer Erträge, weiterer Einkommen, eben gerade jenes Merkmal, durch welches Vermögen zu Kapital wird. Zum Kapitalismus gehört ferner auch jene Verwendung des Besitzes, die diesen als Macht gegenüber anderen Menschen erkennen läßt. Die Reichen hatten gewiß immer schon Macht, aber sie waren durchaus nicht immer Kapitalisten. König Kroi-

¹ Zwiedineck, Was macht im Zeitalter kapitalistisch. Z. f. d. ges. Staatsw. Bd. 90.

sos, der seinen Reichtum in Goldschätzen aufgespeichert hatte, war damit reich, aber nicht Kapitalist.

Sombart hat die vorkapitalistischen Reichtumsverhältnisse als Machtreichtum den kapitalistischen als Reichtumsmacht gegenübergestellt. Und so ist es in der Tat: der mittelalterliche Reichtum war, soweit er feudalen Charakter hatte, namentlich also im Grund- und Untertanenbesitz bestand, aus Macht geboren und hat dann freilich als solcher weiter Macht schaffen können, der Reichtum der Könige, der Großgrund- und Gutsherren, der Kirche: es war stationäres Vermögen ohne jenen Gestaltwandel, ohne welchen das kapitalistische Wirtschaften nicht gedacht werden kann.

Der neue kapitalistische Reichtum hat sein Wesen durch die Geldform und die Geldrechnung erhalten, aber dazu gehört der Gestaltwandel, der mit dem Einsatz von Geldvermögen einer Unternehmung verbunden ist: es ist eine ganz andere Art von Reichtum. Er wird um des Ertrages willen angestrebt.

Der Wirtschaftsstil, sagt die Theorie, erhalte sein Gepräge durch die in der kapitalistischen Industrie herrschende rastlose Arbeit um der Arbeit willen zur Herrlichkeit Gottes. Calvinisten seien in Deutschland wie in Holland und England Träger der ersten privaten unternehmerischen Entwicklung gewesen. Der Calvinismus mit seiner asketischen Haltung war der Erzieher der persönlichen Initiative, und so sei auch in Deutschland kaum eine bedeutendere Industrie entstanden, die nicht durch einen erheblichen Anteil der Reformierten und Sektierer sich auszeichnete (Unternehmerbiographien). Eine Besonderheit stelle Preußen mit einer lutherischen Grundschicht und einer seit dem Übertritt der Hohenzollern zum Calvinismus (1613) reformierten Oberschicht dar. In diesem Übertritt sieht M.-A. dank der Wirkungen denn auch die entscheidende Tatsache für die weltgeschichtliche Wendung im Preußentum des 17. und 18. Jahrhunderts: hier dringe das Reformiertentum mit seiner dank der innerweltlichen Askese äußerst aktiven Art in den Staat ein und werde u. a. auch entscheidend für die Agrarverfassung mit ihrer Bauernfeindlichkeit. Radikal anders geartet lägen die Dinge in den katholischen Gebieten wie im Staatsdenken so auch in der Wirtschaft. Diese Verschiedenheit ist der Kern an Tatsächlichem zur Beweisung

der einzig dynamischen Wirkung des Calvinismus. M.-A. sagt, das Bild des Fehlens jeglicher produktiven Betätigung der geistlichen Fürstentümer und der katholischen Länder sei eindeutig. Nur Frankreich mache eine Ausnahme, das erkläre sich mit der Nachwirkung hugenottischen Geistes. Wenn M.-A. diese Ausnahme erwähnt, war es aber auch geboten, die Länder mit reformierter Bevölkerung zu nennen, in deren Kreis die innerweltliche Askese nicht aufgekommen ist, jedenfalls nicht zu einer dem kapitalistischen Geist entsprechenden Wirtschaftsentwicklung geführt hat: Polen, Ungarn, Ostfriesland, auch bäuerliche Provinzialstaaten der Niederlande.

Daß in der Tatsache stärkster Entfaltung des Kapitalismus in kalvinistischen Ländern keine Grundlage für den Schluß gesehen werden könne, der Calvinismus sei die Wurzel des Kapitalismus, hat Sombart mit dem Hinweis darauf geltend gemacht, daß ja auch unter den Andersgläubigen der Kapitalismus sich mächtig verbreitet habe. Es wäre heute besonders auf Japan hinzuweisen.

Es befremdet aber geradezu, daß so naheliegende andere Tatbestände, die bei der Würdigung der englischen Reformation die Bedeutung von Entstehungsursachen gehabt haben dürften, keine entsprechende Beachtung gefunden haben, vor allem historisch-politische, aber geradezu auch wirtschaftliche Interessen.

Es ist wohl nicht bestritten, daß die maßgebendste Triebfeder zur Loslösung Heinrichs VIII. von Rom außer in seiner Leidenschaft für Anna Boleyn in einer Reihe kirchenrechtlicher Interessen von erheblichem Geldwert gelegen war. Dabei ist besonders wichtig, daß die dogmatischen Probleme, also das wirklich Weltanschauliche, überhaupt nicht das Primäre gewesen, sondern nachgefolgt ist. So formuliert denn auch Schöffler scharf, daß es im Falle der englischen Reformation die politische Gewalt war, die den Absonderungsprozeß mit ihren spezifisch politischen staatlichen Interessen einleitete. Dabei waren die aus dem persönlichsten Leben stammenden individuellen Motive Heinrichs VIII. nicht weniger wichtig als die traditionelle kirchenfeindliche Tendenz.¹

¹ H. Schöffler, Die Anfänge des Puritanismus, 1932, u. Stefan Eheses, Römische Dokumente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrich VIII von England 1527-1534. Paderborn 1893.

Ein Blick in die Geschichte dieser Geburt einer neuen Religion läßt keinen Zweifel darüber, daß für den Bruch mit Rom, also insoweit mit dem Mittelalter, nicht ein neues Weltbild, sondern eben die allerpersönlichsten und politischen Motive eines mächtigen und gründlich brutalen Herrn entscheidend waren und daß die schützende Außenform für den Verlauf der dann folgenden Veränderungen von vornherein durch das Interesse des Königs sichergestellt war, ehe der dogmatische Inhalt der neuen Religion auch nur einigermaßen geklärt war.¹

Erwägt man weiter die Opferung so vieler bedeutender Köpfe gerade aus dem Bereich der geistigen Elite, um das neue Verhältnis der staatlichen Macht zu Religion und Kirche herbeizuführen, dann fällt es erst recht schwer, hier an eine dynamische Originarität des Weltbildes für das folgende Geschehen und da insbesondere für die weitere Entwicklung der Wirtschaft zu glauben.

Es ist vielmehr doch wohl so, daß die kirchliche Wendung, das Aufkommen eines neuen Weltbildes, in England ohne die ganz besonderen individuellen höchst menschlichen Interessen des Königs und seiner politischen Absichten wohl überhaupt nicht gedacht werden können. Das Fehlen einer religiösen Not vor dem entscheidenden Abfallakt gegenüber Rom 1534 – die religiöse Not der fünfziger und sechziger Jahre ist erst von der Krone her und nur vorübergehend in das Volk gebracht worden – ist eine Tatsache, mit der das Werden einer neuen Weltanschauung im englischen Volk in ein ganz anderes Licht rückt, wie das bei der deutschen Reformation und auch bei der hugenottischen Bewegung der Fall war. Die Bindung an Rom oder ein Druck von dort haben das englische Volk unter Heinrich VIII. nicht mehr bedrückt.

Wie soll man aber glauben, daß die Losreißung eines religiös ruhig gewordenen, der Überlegenheit der staatlichen Macht gegenüber der Kirche bewußten Volkes von seiner alten Religion durch einen so gewaltsam vorgehenden König, der gar keine klare Vorstellung über die einzuführenden dogmatischen Änderungen, über die Umgestaltung des Weltbildes hatte, dann wirk-

¹ H. Schöffler, ebenda S. 54f. Er spricht auch von „dauernder Verfärbung der englischen Reformation“.

lich sofort ein neues in der breiten Masse des Volkes so sehr wirksames Weltbild habe zur Entstehung bringen können? Schöffler sagt selbst, die Bewegung, die zur Trennung von Rom führte, war keine spezifisch religiöse, habe doch der König die längste Zeit ausgesprochen die Absicht gehegt, im dogmatischen Bestand der Religion nichts zu ändern.

M. Weber hat über seinen eine alte These allerdings literarisch, dogmenhistorisch, soziologisch vertiefenden Studien manche historische Tatsache doch zu sehr unterschätzt: so die staatliche Komponente bei der Genesis eines neuen Weltbildes, so auch, indem er die Heranziehung des englischen Volkscharakters zur Erklärung des englischen Wirtschaftsstiles kurz und bündig, aber ohne die sonst bei ihm selbstverständliche Gründlichkeit abtat. Denn das geschichtliche Werden ist mit dem Volkscharakter eng verbunden.¹

England hat gewiß seit dem 15. Jahrhundert, wahrscheinlich aber schon seit der ersten Konzentration auf das Inselgebiet, Ende des 13. Jahrhunderts, die nationale Einheit empfinden gelernt. Und wenn auch der Gegensatz zwischen Fürst und Volk die schwersten Kämpfe noch weiter herbeiführte, so hatte der König doch nach außen hin das Volk hinter sich, was namentlich dem Papsttum gegenüber zur Geltung kam. Nicht nur hat schon die Politik Wilhelms II. (1087–1100) gegenüber demselben Papste, der über den deutschen Kaiser Heinrich IV. triumphierte, die Grundlagen für die Freiheit der englischen Kirche gewonnen, sondern sie hat auch eine antipäpstliche Tradition geschaffen, die, mögen auch immerhin später noch Perioden größerer Macht Roms gekommen sein, ihre Wirksamkeit behielt. Seit Heinrich III. (1216–1272) hat das ehemals „päpstliche Lehen“ England eine unvergleichliche Selbständigkeit in seiner Eigenkirche gegenüber Rom und überhaupt in Glaubenssachen besessen. Der Sieg der Franziskaner-Theologie in London (Duns Scotus) über die der Dominikaner in Paris führte nicht nur in den Gebildetenkreisen, sondern auch in denen des Volks jene

¹ Ähnlich wie M. Weber weist auch H. Schöffler den Volkscharakter als Erklärungsgrund zurück, obgleich gerade er Züge vorbringt, die die Kraft des Voluntarismus sowohl im Übergang zum neuen als auch im Festhalten am alten Glauben erkennen lassen (a. a. O. S. 145).

englische Geistesrichtung herbei, die den Primat der individuellen Persönlichkeit gegenüber der mittelalterlichen Zucht nüchtern vom theologischen Denken her begründete. Die Tendenz, die Hierarchie in England durchzusetzen, hatte fortab keinen Erfolg mehr. Die Zähigkeit der theologischen Kämpfer, wie jene der Roger Bacon, Duns Scotus, W. v. Occam und Wyclif ist ein Symptom der Kraft der volksseelischen Komponente im religiösen Schicksal dieses Volkes, die nicht erst im 16. Jahrhundert aufkam.¹

Ist es nun nicht geboten, diese Komponente und die mit ihr zu erklärende, in Jahrhunderten gewachsene Stellung des englischen Volkes und Staates in den Fragen der Religion zu beachten, wenn es um das Verstehen und richtige Deuten der Wandlungen in der Wirtschaft wie im Religiösen geht?

Der Kern der Theorie M.-A.s liegt für die neuere Zeit praktisch nun darin, daß nach seinen Schlüssen der Kapitalismus nicht gekommen wäre, wenn der Protestantismus und speziell der Calvinismus nicht aufgekommen sein würde. Dieser erscheint bei M.-A. geradezu als Voraussetzung der Entwicklung des Kapitalismus. Es ist weder M. Weber noch Troeltsch eingefallen, solche zwingende Kausalität zwischen religiöser Weltanschauung und Wirtschaftsentwicklung zu behaupten. Und darin geht die M.-A.sche Theorie eben viel zu weit. Es ist nicht entscheidend, daß das Hochmittelalter ungeachtet des Spielraumes, den es ethisch einer bürgerlichen Lebensführung frei gab, die Idee einer festen in Stände und Berufe gegliederten Sozialordnung absolut festgehalten habe, ist aber auch historisch nicht aufrechterhalten.² Die wirtschaftliche Umgestaltung geht, wie schon die sozialen Kämpfe in der Antike, namentlich dann aber auch jene des Mittelalters und der französischen Revolution gelehrt haben, der Änderung der Sozialordnung voraus. Die Erringung einer entsprechenden Stellung im Staatsgefüge seitens der ökonomisch Emporgekommenen und mächtiger Gewordenen ist das Ergebnis der den wirtschaftlichen Wandlungen folgenden sozialen

¹ Joh. Loserth, Geschichte des späteren Mittelalters, Handb. d. mittelalterl. u. neueren Gesch. Abt. II, 1903, S. 389 ff.; G. Brodnitz, Englische Wirtschaftsgeschichte, 1918, S. 289 ff.

² M.-A. Entwicklungsgesetze S. 66.

Kämpfe, nicht ihre Voraussetzung oder Ursache. Und M.-A. ist es, der selbst sagt: „Die Entwicklung der hochmittelalterlichen Wirtschaftsethik zeigt ohne Zweifel ein den neuen Wirtschaftsformen gegenüber anpassungsbereites Verständnis. . . . Dieses verständnisvolle Gewährenlassen war im spätmittelalterlichen Katholizismus sicher ausgeprägter als in den Anfängen des Protestantismus. Luthers Schriften über wirtschaftliche Zeitfragen stehen im Verständnis der neuen Formen ebenso wie die calvinistischen Lehren unter der in der Scholastik erreichten Stufe.“¹

Bohatecs Nachweis, daß Calvin nicht der individualistisch-kapitalischen Gesinnung, sondern weit eher einer christlich fundamentierten sozialistischen Denkweise² und dann eben auch einer solchen Staatsführung das Wort geredet hat, spricht in derselben Richtung. Erst die Wandlung im Calvinismus hat jene Änderung gebracht, die den Gedankengang M. Webers rechtfertigt. Und hat man dann nicht in dieser Wandlung erst das eigentliche Problem für die Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Weltanschauung und Wirtschaftsgestaltung zu sehen? Kann der Weltanschauung nach dieser Wandlung noch der Primat gegenüber der wirtschaftlichen Gestaltung zuerkannt werden? Hat man nicht sie von anderen, von besonderen Ursachen beeinflußt und gestaltet zu sehen?

VII. Technik, Wirtschaft und Wissenschaft

Gegenüber der Rolle, die M.-A. der Technik zuschreibt als der Seite der Wirtschaft, durch welche sie maßgebend charakterisiert werde, ist vor allem die grundsätzliche Einwendung zu machen, daß die Technik nicht immer und nicht schon an sich ein charakteristisches Merkmal der Wirtschaftsweise ist. Wir erleben es heute außerordentlich eindrucksvoll, daß der Sowjetstaat unter einer völlig einzigartigen Struktur dessen, was man russische Volkswirtschaft zu nennen geneigt sein mag, dieselben Tech-

¹ Ebenda S. 65.

² Im Vordergrund steht die in der Selbstverleugnung wurzelnde Erneuerung des Gemütes im Zusammenhang des einzelnen mit der Gemeinschaft der Brüder. Bohatec a. a. O. S. 736 ff.

niken zur Anwendung bringt wie die mittel- und westeuropäischen Kulturstaaten, die, gleichviel welche Verfassung das Staatsleben regelt, eine völlig andere Wirtschaftsstruktur zeigen, sofern insbesondere die Träger der wirtschaftlichen Initiative und des Risikos nicht die Staatsstellen sind. Man kann füglich auch im Hinblick auf die historischen Verhältnisse, insbesondere z. B. auf das Verhältnis zwischen der Handwerkstechnik der Antike und jener des christlichen Mittelalters, ja sogar des Mittelalters einerseits und der ersten drei neuzeitlichen Jahrhunderte andererseits sagen, daß die Eigenart der Technik nicht geeignet ist, als konstitutives charakteristisches Merkmal der Wirtschaftsweise, also des Wirtschaftsstyles, verwendet zu werden. Auch wenn M.-A. von Stammestechnik spricht und sie sozusagen einer individuellen Technik der Handarbeit gegenüberstellt, so zeigt sich darin das Bedürfnis, außer der Technik im engeren Sinn noch eine organisatorische Seite derselben heranzuziehen.

Auch in England gelangte die Mechanisierung der gewerblichen Produktion im wesentlichen erst mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert zu einer solchen Verbreitung, daß sie wirtschaftlich ausschlaggebend wurde, darauf aber kommt es eben an.

Gleichwohl steht bei M.-A.s Kennzeichnung der Stile, wie schon erwähnt, die Beeinflußtheit ja Beherrschtheit der Technik durch eine weltanschauliche Überzeugung oder einen solchen Glauben bei den älteren Weltanschauungsepochen ganz im Vordergrund. Diese Beherrschtheit der Technik bedarf daher einer Erklärung im positiven wie im negativen Sinne, ja namentlich in letzterem wieder mit der Frage, weshalb eine Weltanschauung die Entwicklung der Technik gehemmt hat und weshalb es unter dem Einflusse der Weltanschauung nicht früher zur Erreichung des heutigen Niveaus des technischen Wissens und Könnens gekommen ist. (Vgl. oben S. 57 u. 65.)

Auch in der Epoche des Polytheismus bleibt schließlich ungeklärt, weshalb die Völker, die einer Weltanschauung mit einer Vielheit von Göttern sich hingegeben haben, nicht schon jene technischen Fortschritte erzielt haben, deren Nichterreichung im Mittelalter damit erklärt werden soll, daß das christliche Ethos einer solchen Entwicklung im Wege stand. Ich kann bei M.-A.

nur den einen Satz¹ finden, der etwa entscheidend differenzierende Bedeutung hat: „Der Polytheismus entwickelte so kein geistiges Zentrum, aus dem eine Naturwissenschaft als Quelle technischer Einheit sich ergeben hätte. Es fehlte so ein über dem Können stehendes geistiges Zentrum, aus dem technischer Fortschritt hätte entstehen können.“ So also bleibe die Technik traditional mit einer Ausnahme: der Großtechnik des Staates (wie z. B. den Wasserbauten Ägyptens und Chinas, den Pyramiden, Katapulten, Befestigungen, den Straßen der Römer usw.), denn diese habe wohl die Tradition gesprengt, aber allerdings nur dimensional, quantitativ, nicht in der technischen Idee. In ihr stecke nur die aus der Macht des Staates möglich gewordene Zusammenfassung von Menschenmassen, die der Staat rücksichtslos einsetzen und aufopfern kann.

Daß die großartigen alten Staatswirtschaften und Techniken, wie M.-A. (S. 40) behauptet, durch die Theologie zugrunde gegangen sein sollen, bedürfte allerdings noch des Beweises. Vorerst liegen die Dinge so, daß der Untergang dieser Staatswirtschaften und Techniken im Zusammenhang mit dem Untergang der betreffenden politischen Mächte, der betreffenden Staaten oder Regierungen, gesehen werden muß, und es ist M.-A.s Auffassung wohl kaum haltbar, daß etwa der römische Staat durch die christliche Theologie untergegangen ist. Er ist es ebensowenig wie das altbabylonische Reich, wie das assyrische, das medische usw. Er sagt selbst, es war eine Machttechnik, was die Wirtschaftsweise jener Staaten bestimmte. Sobald die Macht zerbrochen war, konnte natürlich auch diese Technik und die durch sie bestimmte Wirtschaft nicht mehr bestehen.

¹ Wenn M.-A. schreibt (S. 34): „Die Freigabe der irdischen Welt im Polytheismus läßt die Vervollkommnung nicht weiter gehen, als das empirische Hantieren mit Stoffen und Werkzeugen ermöglicht“, und damit glaubt erhärten zu können, daß der Polytheismus genau wie der Animismus Antrieb und Hemmung technischer Entwicklung war, so vermag ich darin nur einen ganz unverhüllten Apriorismus zu erkennen. Begründet ist die These nicht. Denn es ist keine Begründung, wenn er weiter schreibt, „der Polytheismus ist konkreter Kult, es fehlt ihm die geistige Fundierung in einer Theologie, deren notwendiges Pendant die geistige Durchdringung der Natur ist“, da die „Freigabe des Irdischen“ ja doch gerade die Entwicklung von außerhalb des Weltanschaulichen her ermöglichte, sie also von dorthier zu erwarten stand.

Hinwiederum hebt M.-A. selbst die Möglichkeit und das heißt das Vorhandensein von Voraussetzungen für eine höher entwickelte Technik in Althellas hervor, wenn er die Unbeeinflußtheit der Technik jener Zeit von der griechischen Philosophie glaubt erklären zu müssen. Er will diesen Mangel an Einfluß der griechischen Philosophie auf die technische Entwicklung damit erklären (S. 42), daß die Philosophie als vom Ökonomischen losgelöste Oberschichtenbewegung und aus ihrer Wirtschaftsgesinnung heraus keine praktischen Aufgaben stellte, obwohl die geistigen Voraussetzungen gegeben waren. Der Forschung habe eben die Wirtschaftsgesinnung gefehlt. Man mag davon absehen, daß, was als wirtschaftliche Gesinnung gemeint sein kann, völlig unbestimmt bleibt, denn es kann damit sowohl an das Problem der einfachsten Bedarfsdeckung als auch an ein hochgetriebenes Erwerbstreben zu denken sein. Gegen den Gedanken und das Argument Müller-Armacks läßt sich der Kern der von ihm ins Auge gefaßten Frage anders, als er es tut, kurz folgendermaßen zusammenfassen:

Die freien Bürger eines altgriechischen Stadtstaates waren nicht in solcher wirtschaftlichen Lage, daß sie sich über die Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit von der Seite der Technik her Gedanken zu machen brauchten. Das Verhältnis zwischen Bedarf und für seine Deckung verfügbaren Mitteln war zeitweise gewiß alles eher als günstig, es bestand oft genug ein Mißverhältnis zum Nachteil der Bedürfnisbefriedigung. Trat solch ein Mißstand auf, dann kam es eben so oft zu jenen Kolonialgründungen, die in der Antike, man kann sagen wenigstens für Griechenland, geradezu an der Tagesordnung waren. Freilich, was die Ursache der Kolonialgründungen betrifft, gleichviel ob *ἐποικίαι* oder *ἀποικίαι*, oft genug war es das Unterliegen einer Partei oder einer Volksklasse, was in einem Stadtstaat zur Auswanderung in eine Kolonie den Anstoß gab, für die dann neben einem schirmenden Gott auch ein irdischer Führer *οὐκιστής* bestellt wurde, der die Beziehungen der Pflanzstadt zur Mutterstadt zu regeln hatte. Die Zwangsauswanderung war ein i. d. R. durch den delphischen Gott gestütztes, ja geleitetes Mittel der Wirtschaftspolitik¹ unter dem Druck der Bevölkerungsvermehrung.

¹ Vgl. Swoboda (Busolt), Griechische Staatskunde (Handb. d. Altert.-

Daß dieses Mittel stoßweise zur Anwendung kam,¹ erklärt sich freilich auch daraus, daß andere Malthusische Hemmungsergebnisse das Wachstum der Bevölkerung es nicht bis zur Notwendigkeit bevölkerungspolitischer Wirtschaftsmaßnahmen kommen ließen, besonders die Kriege, lokale Fehden, Seuchen.

Vor allem aber ist der Zusammenhang zwischen technischer Entwicklung und Wissenschaft i. e. S. die längste Zeit nicht entfernt so zwingend und überhaupt so unmittelbar, wie das bei M.-A. vorausgesetzt wird.

Der Zusammenhang zwischen Produzieren und wissenschaftlicher Fundamentierung wird freilich in unseren Tagen viel unentbehrlicher gesehen, als er in früheren Zeiten bestanden hat. Es liegt eine Unterschätzung des gesunden Selbstvertrauens der Menschen, jedenfalls speziell der Menschen des europäischen Mittelalters darin, wenn man ihnen keine großen Leistungen glaubt zutrauen zu können, wo und weil ihnen die Wissenschaftlichkeit fehlte. Wenn man überlegt, welche weitgehenden wissenschaftlichen baustatischen Arbeiten heute einem Hochbau im Stile der Wolkenkratzer oder auch nur einer Brückenfundamentierung vorausgehen, ehe ein solcher Bau in Angriff genommen wird, so erscheint einem allerdings die Kühnheit, mit der die mittelalterlichen Menschen auf einem Platz, den sie in seinen statischen Qualitäten ganz und gar nicht kannten, etwa einen Dom zu Speyer oder sonst einen gewaltigen Hochbau hingestellt haben, ganz ungeheuer und bewunderswert erscheint die Zuversicht, mit der sie gerade in der Gotik unerschlossene Bau-probleme in Angriff genommen haben, ohne sich über die statischen Voraussetzungen des Gelingens Rechenschaft gegeben zu haben. Mit der Selbstverständlichkeit eines tatenfrohen Jünglings sind die mittelalterlichen Menschen an die Lösung solcher Aufgaben herangegangen.

Aber die Aufgabe freilich mußte gesehen sein, von der der Impuls, der Anstoß zu der bekanntlich oft mehrere Generationen in Anspruch nehmenden Durchführung eines solchen Werkes

Wiss. IV 1); H. Bengtson, Einzelpersönlichkeit und athenischer Staat zur Zeit des Peisistratos und des Miltiades, SitzBer. d. Bayer. Ak. d. Wiss., Phil.-Hist. Abt., 1939, Heft 1.

¹ Vgl. das oben S. 47 f. Gesagte.

ausging. Und dafür genügte allerdings zum Beispiel, daß die alten aus der fränkischen oder der Karolingerzeit stammenden Kirchen nicht mehr ausreichten, den Zustrom der Massen aufzunehmen, die namentlich im Zusammenhang mit Heiligengedenktagen auf weite Entfernungen zu Festlichkeiten gewallt kamen. Welche letzten Motive, ob religiöse oder profane, die Zwecke und die Zwecksetzung herbeiführten, kommt nicht weiter in Frage. Wie bei den gigantischen Bauwerken des alten Orients die Verehrung eines Gottes oder eines Gott repräsentierenden Herrschers, so war eben auch für die mittelalterlichen Menschen die Religion die Quelle der Zwecksetzungen, deren Verfolgung technische und damit allerdings auch große wirtschaftliche Aufgaben brachte. – Über der Monumentalität, der Würde und Innerlichkeit, die z. B. aus den Kathedralen von Paris, Amiens, Chartres, Reims u. a. m. zu uns sprechen, gilt es nicht zu vergessen, daß wir in solchen Bauwerken ebensosehr Dokumente wirtschaftlich bedeutsamer, großer religiöser Opferfreudigkeit wie auch solche einer ungeheuer beschwingten, aber unwissenschaftlichen Technik zu bewundern haben.

Nun ist aber zudem nicht zu vergessen, daß die Findung einer neuen Technik keineswegs immer auch schon wirtschaftlich verwendbar ist. Die Begriffe Technik und Wirtschaft decken sich ja doch durchaus nicht. Gewiß ist Wirtschaft ohne Technik nur noch in den Fällen allereinfachster Vorrats- und Einkommenbewirtschaftung denkbar. Technik und Wirtschaft, beide sind Wirkungsbereiche des Rationalprinzips geworden, und das ist wohl einer der Erklärungsgründe für die starke Neigung, Technik und Wirtschaft geradezu zu verwechseln und durcheinander zu bringen. Das Ackern, Pflügen, Eggen, Walzen, Düngen und alle sonstigen Vorgänge der Bodenbehandlung sind technisches Geschehen. Das Wirtschaftliche an ihnen liegt in dem von einem bestimmten Plan geleiteten Entscheiden, daß und wieviel von diesem technischen Geschehen, von diesen Mitteln der Technik eingesetzt werden soll, weil in diesem Plan das Gewinnen einer bestimmten Menge Frucht, das Produzieren einer Gütermenge als Wirtschaftszweck gesetzt ist. Eine der Grundlagen des Planes ist das Verhältnis zwischen dem Wert der einzusetzenden Mittel zu dem Wert der erwarteten Gütermenge.

Darin, in diesem Entscheiden, wieviel an knappen Mitteln (Naturstoffen, Arbeitskraft, Kapital) auf einen Gütergewinnungsprozeß eingesetzt werden soll, liegt das eigentlich Wirtschaftliche, wie auch in jeder Haushaltung das Wirtschaftliche in der Hauptsache in dem geordneten Disponieren über die nur knapp gegebenen Mittel auf Grund eines Wirtschaftsplanes liegt. Jedem Plan liegt immer die Erreichung bestimmter Zwecke als Ziel zugrunde.

Überlegt man, daß dieses menschliche Sichentschließen und Entscheiden von Vernunft geleitetes Wollen sein soll, mindestens sein will, so erscheint die Technik als eine Methode der Vorbereitung und Durchführung dieser wirtschaftlichen Entschlüsse zur Erfüllung der Zwecke.

Im Hinblick auf die in der Regel als fundamental angesehene Bedeutung der Naturwissenschaften für die Technik wäre der Zusammenhang zwischen Weltbild und Wissenschaft gerade im Bereich der Naturforschung offenbar besonders wichtig. Aber auch, wenn für die Naturwissenschaften die Gehemmtheit durch die mittelalterliche Weltanschauung zuträfe, wäre mit solcher Nachweisung die Behauptung, daß die Weltanschauung als eine entscheidende, hier also absolut negativ, d. h. unterdrückend wirkende Komponente der Wissenschaftsentwicklung anerkannt werden müsse, für die Entfaltung der wirtschaftlichen Wirklichkeit noch keineswegs zulänglich bewiesen.

Das Verdienst der für die Technik in Betracht kommenden Wissenschaften an den technischen Fortschritten des 18. Jahrhunderts, auf die es vor allem ankommt — weil ja mit ihnen das Bild der Gütererzeugung wesentlich anders wird —, wenn es gilt, den Bruch mit der Tradition zu kennzeichnen, ist sehr gering. Die Wissenschaft und die Technik sind lange genug getrennt marschiert, und gerade die Wissenschaft vom Bau von Kraft- und Arbeitsmaschinen ist sehr viel jünger als jene Techniken, die die Praxis sich erobert hat. Die für die kapitalistische Durchsetzung der gewerblichen Produktionssphäre entscheidenden Fortschritte, Erfindungen und Entdeckungen sind jedenfalls immer und vor allem die längste Zeit nicht als Ergebnisse wissenschaftlichen Forschens anzuerkennen. Die kapitalistischen Interessen und die kapitalistische Praxis hatten lang vor der Reformation im Bereich des Waren- und Geldhandels,

im Transportwesen (Schifffahrt) und vielfach im Bergbau sich durchgesetzt. In der gewerblichen Produktion i. e. S. waren sie wohl organisatorisch wirksam geworden, vor allem durch das Verlagssystem, aber nicht technisch. Und nun sind es Praktiker gewesen, die durch ihre Erfindungen den großen Aufschwung der Technik bekanntlich namentlich in der Textilindustrie und im Großeisengewerbe angebahnt und verwirklicht haben. Zu denken ist an die Erfindungen des Uhrmachers Kay, des Barbiers Arkwright, des Buchbinders, Schriftgießers und Seidenwebers Jacquard, dann der Praktiker Cartwright, Hargreaves, Savery, Newcomen, insbesondere auch des Autodidakten James Watt und so vieler anderer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Erfindungen, mit denen jene technische Revolution begonnen hat, die dann allerdings mit innerer Notwendigkeit zur Ausdehnung des Kapitalismus auf die Industrie führte. Denn durch diese Erfindungen wurden die sachlichen Substrate: Arbeits- und Kraftmaschinen und Apparaturen verschiedenster Art notwendig, in denen Kapital angelegt werden mußte und mit der Aussicht auf Erzielung von Gewinnen angelegt werden konnte: die rentable Anlage von Geldkapital in solchen „Kapitalgütern“ erwies sich als das entscheidende Geschehen, mit dem freilich nicht nur der kapitalistische Geist ein Betätigungsfeld gewann, sondern mit dem auch vorher in nicht zu ahnender Weise der Stil der Wirtschaft einen neuen Charakter erhielt.

Und nun sei daran erinnert, daß das Wirken der genannten Praktiker ganz unabhängig von jenen Wissenschaftszweigen vor sich gegangen ist, die allenfalls der Gefahr einer Hemmung durch die weltanschauliche Dogmatik und eine ihr entspringende Wirtschaftsethik ausgesetzt gewesen wären. Man kann mit größter Bestimmtheit behaupten, daß von der katholischen Kirche gegen die Erfinder dieser entscheidenden Neuerungen keine glaubensinquisitorischen Schritte unternommen worden wären. Es heißt die Leistungen des Kopernikus unterschätzen, wenn man in ihr nicht eine ganz große Umwälzung der Physik gelten lassen will, die von der Kirche unbeanstandet geblieben ist.¹

¹ Vgl. Werner Heisenberg, Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaften, Leipzig 1935. Vgl. hierzu das oben S. 65 und das unten S. 111 über Galilei Gesagte.

Andererseits ist auch festzustellen, daß die während des 16. und 17. Jahrhunderts überhaupt feststellbaren Fortschritte in verschiedenen Handwerkstechniken keineswegs merklich stürmischer vor sich gegangen sind als etwa jene vom 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Eine exakte Vergleichung ist gewiß nicht möglich. Aber es liegt infolgedessen doch die Frage nahe, warum denn der religiöse Arbeitsfanatismus, der im Puritanismus und bei den Mennoniten auftrat, nicht schon viel früher jene technologische Entwicklung gebracht hat, die ein Jahrhundert später eingesetzt hat. Zwei Jahrhunderte lang nach den entscheidenden Reformationsereignissen ist die gewerbliche Produktionstechnik, trotz mancher Einzelfortschritte in der Apparatur, wesentlich noch ebenso handwerksmäßig geblieben wie sie es in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters gewesen war. Nicht technische Mechanisierungen, sondern nur die umfassendere Anwendung der Organisationsform des Verlags hatten bishin eine gewisse Anpassung der Produktion an die Vergrößerung der Märkte gebracht.

Es ist aber doch übrigens überhaupt so, daß alle Entwicklung des Wissens bis zur Verwertung im praktischen Leben ein Prozeß ist, der immer eine gewisse Zeitdauer erfordert. Nicht nur die beiden ersten Neuzeitjahrhunderte, sondern mindestens das ganze hohe Mittelalter mit seiner handwerklichen Entwicklung sind, soweit hier eine Kontinuität des Werdens gelten kann, eine für das Aufkommen der wissenschaftlichen Technik notwendige Zeit gewesen, bis ihre Ergebnisse praktisch verwertet werden konnten. Wie oft ist doch soviel Zeit verstrichen vom Aufkommen der ersten Elemente einer technischen Idee bis zu ihrer breiten ökonomischen Nutzenanwendung.¹

¹ Von 1730 bis 1825 dauerte in der Hauptsache die in so überaus zahlreichen kleinen Absätzen sich vollziehende Entstehung der Baumwoll-Spinnmaschine, deren Kern (das Drehen der Spindel mit dem Aufwickeln des Fadens) durch Jürgens Tretpinnrad 1530 gefunden war. Von 1787 (Cartwright) beginnend über ein Jahrhundert dauerte das Werden des Kraftarbeitsstuhles, und viel langsamer ging die Maschinenentwicklung bei Wolle und Flachs. In der Entwicklung der Dampfmaschine liegt von dem Zeitpunkte der Erkenntnis des entscheidenden physikalischen Prinzips (Guericke 1680 und dann Savery 1698) bis zur wirklichen Nutzbarmachung durch James Watt ein Zeitraum von einem Jahrhundert.

Der Übergang von der handwerksmäßigen zur wissenschaftlichen Technik, kurz gesagt von der Frage nach dem nackten „Wie?“ eines technischen Prozesses zur Frage nach dem „Warum gerade so“? Dieser Übergang hat mit den Hemmungen durch die christliche Weltanschauung wohl überhaupt nichts zu tun, und so muß es wohl als unhaltbar bezeichnet werden, wenn man geradezu eine Schuldzurechnung konstruiert, als die es klingt, wenn der Weltanschauung des Mittelalters die Ursache am Zurückbleiben der Wirtschaft zugeschrieben wird.

Dafür, daß der Zusammenhang zwischen dem Stand der theoretischen Erkenntnis und der Wirklichkeit im Bereich der gewerblichen Produktionstechnik keineswegs so zwingend ist, als man heute in der Regel anzunehmen geneigt ist, läßt das Beispiel der Entwicklung der Streichinstrumente sehen. Hier läßt sich feststellen, daß die naturwissenschaftliche Erkenntnis außerordentlich weit theoretisch vorausstürmen kann und daß die Gestaltung der technischen Mittel trotzdem jahrhundertlang stagnieren kann. Die verschiedenen Geigen haben seit Nicolo Amati (geb. 1593) und seinen Schülern Stradivari und Guarneri keine nennenswerten weiteren Vervollkommnungen erfahren, obwohl die Gesetze der Wellenbewegungen heute unvergleichlich vollkommener erkannt sind, als es den wissenschaftlichen Zeitgenossen jener großen Geigenbauer des 17. und 18. Jahrhunderts gelungen war. Die Technik des Geigenbaues ruht heute fast noch ausschließlich auf dem Wissen des „Wie?“ mit nur geringen Einblicken in das „Warum?“.

Ein Kulturbereich, in dem mehr als in irgendeinem anderen alles große Technische ohne alle Wissenschaftlichkeit errungen worden ist, ist die Musik: von der Erfindung der Instrumente bis zu den erhabensten „Inventionen“, den höchsten melodischen, symphonischen, kontrapunktischen Schöpfungen ist alles dem unwissenschaftlichen, durch keinerlei wissenschaftliche Leistungen gestützten Instinkt und Ingenium des naiven menschlichen Schöpfergeistes zu danken. Und doch ist auch die Musik ein Gebiet kapitalistischer Wirksamkeit geworden.

VIII. Sinn und Bedeutung des Dynamischen in der Stiltheorie

Wenn man von der Dynamik des Wirtschaftsablaufs, von dynamischem Charakter des Wirtschaftsstiles oder noch weitergehend vom dynamischen Charakter aller Lebensgebiete spricht, so denkt man wohl in erster Linie an das Wirksamwerden von

Kräften, durch die der Gang des Lebens, der menschlichen Beziehungen, insbesondere der Wirtschaft aus seinem bisherigen mehr oder minder gleichmäßigen Abrollen herausgedrängt wird in ein neues Tempo, sei es in neue Proportionen in der Güterbewegung, sei es in neue Bahnen der Güterherstellung oder des Verbrauches. Als Ergebnis der Wirksamkeit solcher Kräfte stellt sich eine Um- oder Neugestaltung in den Grundlagen und Bedingungen der Güterversorgung dar. In diesem Verstande ist der Ausdruck auch in meinen vorausgegangenen Ausführungen verwendet: Entwicklung der Leistungsfähigkeit, Änderung der Struktur, sei es qualitativ, sei es organisatorisch, sei's morphologisch, in älterer Zeit z. B. im Zusammenhang mit dem Auftreten des Münzgeldes, später die Zurückdrängung dieses Verkehrsmittels durch andere Einrichtungen, Erweiterungen der Marktbeziehungen im Inneren wie nach dem Ausland, Verbesserung der Transportmöglichkeiten, namentlich der Schifffahrt in der Antike, z. B. Übergang aus der Küsten- zur Hochseeschifffahrt, Entwicklung des Kredits, Vermehrung und Vergrößerung der Einzelvermögen, Verwandlung der Vermögen als Kapital, also Aktivierung derselben zu Erwerbszwecken und dergl. mehr. All das sind wieder dynamisch wirksame Vorgänge, sind Entwicklungsvorgänge, die den Anstoß zu weiteren Neugestaltungen quantitativ oder auch qualitativ geben. Immer aber hat man als letzte Quelle für das Verstehen der Erscheinungen irgendein Wollen von Menschen zu erkennen. Insofern ist es auch gerechtfertigt, solche Veränderungen, die nicht als Aufstieg – wie problematisch dieses Urteil auch sein mag –, sondern als Abstieg¹ gewertet werden müssen, nicht als dynamisch zu kategorisieren.

Nach den vorausgegangenen Darlegungen braucht nicht nochmals darauf eingegangen zu werden, daß Dynamik in diesem

¹ So etwa die Rückbildung der schon hoch entwickelten Verkehrswirtschaft im römischen Reich mindestens nach Diocletian, im Zusammenhang mit der Verarmung großer Gebiete des Staates einerseits, der Entstehung großer autarker Haushaltungen von reichen Privaten andererseits. Über den dynamischen Zug in der Stadtbewohnerschaft des Mittelalters infolge des Gegensatzes von Geschlechterherrschaft und demokratischer Zunftpolitik vgl. J e c h t, Studien zur gesellschaftlichen Struktur der mittelalterlichen Städte. Vjschr. f. Soz. u. Wirtsch. Gesch. XIX.

Sinne nicht leicht als Unterscheidungsmerkmal für die Kennzeichnung der Wirtschaftseigenart eines Zeitalters in Frage kommen kann, weil Vorgänge oder Ereignisse mit dynamischer Wirkung selten in längeren Zeiträumen irgendwo ganz gefehlt haben. Es wäre geradezu einer besonderen Untersuchung wert, die Wirtschaftsgeschichte der verschiedenen Völker daraufhin zu durchforschen, in welchen Zeiträumen solche Ereignisse gefehlt haben. Gewiß am „ungestörtesten“ sind die Zeitalter primitiver Kultur und Wirtschaft. Nicht nur im Orient des 3. und 2. Jahrtausends werden die Menschen jahrhundertlang ihre Daseinsfürsorge nach gleichen Gewohnheiten und Regeln erfüllt haben, auch für den nachchristlichen Okzident ist mit solchen entwicklungslosen Zeiträumen zu rechnen, d. h. Zeiträumen, in denen die „Entwicklung“ nicht irgendwie bedeutend, keinesfalls so bedeutend war, daß die geschichtliche Forschung sie überhaupt registrieren könnte.

M.-A. hat denn auch Dynamik in diesem Sinne nicht im Auge, wenn er das Unterscheidungsmerkmal des neuzeitlichen Wirtschaftsstiles in der „dynamischen Struktur“ sieht und ihn „mit dem Beginn“ im 16. Jahrhundert entstehen läßt aus der Zerschlagung der zentralen Grundlagen der mittelalterlichen Welt, also durch Wandlung des zentralen Weltanschauungssystems.¹ Gegenüber dieser soziologisch historischen und im engeren Sinne geistesgeschichtlichen Orientierung des Begriffes Dynamik überrascht nun die Hinweisung auf eine in ihrem Wesen wirtschaftstheoretische Fundamentierung des Begriffes. Denn die im letzten Grunde authentische Erklärung der dynamischen Struktur des neuzeitlichen Wirtschaftssystems gibt die Note 22 des Buches M.-A.s die auf seine ältere, sehr beachtenswerte interessante Arbeit über die Entwicklungsgesetze des Kapitalismus² verweist. Der für den hier verfolgten Zusammenhang maßgebende Hauptgedanke jener streng theoretischen Untersuchung ist der, daß der Kapitalismus jenes Wirtschaftssystem ist, in dem die Dynamik zum Strukturprinzip geworden ist und daß entscheidend für

¹ M.-A., Genealogie S.67.

² M.-A., Entwicklungsgesetze des Kapitalismus, Ökonomische, geschichtstheoretische und soziologische Studien zur modernen Wirtschaftsverfassung, Berlin 1932.

die Entwicklung der Dynamik des Kapitalismus das Eindringen einer neu geschaffenen künstlichen Kaufkraft in ein Wirtschaftssystem ist. Dadurch werde eine statische Wirtschaft revolutioniert, d. h. die künstliche Schaffung neuer zusätzlicher Kaufkraft stelle das revolutionäre Prinzip dar, dessen sich die kapitalistische Entwicklung zu ihrer Durchsetzung bedient.¹ Erträge neu einzuleitender Produktionsverbesserungen müssen „antizipiert“ werden; und das geschehe eben durch Schöpfung zusätzlicher formaler Kaufkraft. Solche Antizipation befreie nicht nur von der Notwendigkeit einer vorherigen Ersparnisbildung, sondern werde selbst zur Basis, auf der die Realisation der antizipierten Erträge erfolgt. Freilich wenn in dieser Antizipation ein Irrtum eintrete, dann „müßten die Produktionsumwege rückgängig gemacht“ werden.

Für unsere Betrachtung ist es nicht wesentlich, daß M.-A. nicht darlegt, wie er sich solche sehr unwirkliche Rückgängigmachung vorstellt, wie sie aussehen kann und welche Folgen sie zeitigt. Wir haben uns nur an die Gegenüberstellung der Statik und der Dynamik in einer theoretischen Schematisierung zu halten, in der sich M.-A. den theoretischen Gedankengängen von Schumpeter und Walras anschließt. Um welche Dynamik geht es dort, wo sie der Statik gegenübergestellt ist? Statisch nennt M.-A. den Verlauf einer Wirtschaft, in der sich in jeder Produktionsperiode bei gleichbleibender Technik und Preisen die gleichen Gütermengen der Bedürfnisbefriedigung zur Verfügung stellen.² Hier fehlen die Erscheinungen des Zinses, also auch des entgeltlichen Kredites und des Unternehmergewinns. Die Wesenserscheinung des Kapitalismus, das Vorhandensein einer Unternehmer- und Kapitalistenklasse, könne nicht eintreten, solange nicht ein dynamischer Prozeß die Wirtschaft irgendwo und irgendwie durchdringt. Wolle die Theorie die dynamischen Zusammenhänge erklären, dann dürfe sie sich nicht auf den spezialisierten Wirtschaftsmenschen beschränken, sondern müsse den „Gesamtmenschen“ als beteiligt sehen und dann, „ins Zentrum der menschlichen Existenz“ greifend, die Frage nach der

¹ M.-A., Entwicklungsgesetze S. 36 f.

² Ebenda S. 27.

Stellung der menschlichen Person im geschichtlichen Wandel seiner Umwelt beantworten.

M.-A.s Gedankenführung in seinem Buche über die Entwicklungsgesetze ist ein in allem Wesentlichen gelungener Beweis dafür, daß der Wesenszug des Kapitalismus dynamisch ist. Läßt er nun das Auftreten kapitalistischer Erscheinungen zeitlich schon lange vor dem Eintritt des neuzeitlichen Wirtschaftsstiles gelten, dann besteht auch Dynamik schon lange vorher, und es ist nur folgerichtig, wenn er diese allgemeine kapitalistische Dynamik nicht zur Kennzeichnung des Stiles der neuzeitlichen Epoche geeignet hält. Dann ist aber der allgemeine Hinweis auf diesen Gedanken der Antithese von Statik und Dynamik in seinem Buch über die Entwicklungsgesetze, woran man zunächst denken möchte, offenbar auch nicht geeignet, der richtigen Auslegung des Dynamismus des Lebensstils der Neuzeit näher zu bringen. Wohl aber scheint seinem Satz: „der dynamische Charakter aller Lebensgebiete, der den neuen Lebensstil ausmacht, ist so unverkennbar“, mit dem er das thema probandum ins allgemein Kulturhistorische rückt, in seinen Entwicklungsgesetzen des Kapitalismus eine andere Ausführung zu entsprechen, nämlich die Stelle, wo er sagt, es gelte die Entstehung des Kapitalismus aus einer einzigen Wurzel zu erklären, aus einer Wendung im Geistigen. So führt also die Verweisung auf diese ältere Arbeit wieder ins Historisch-Soziologische.

Die historische Wendung, mit der der neuzeitliche Kapitalismus einsetzt, müsse mit einem Prinzip umschrieben werden: Antizipation der Dynamik, Systematisierung des Dynamischen. „Das entscheidend Neue auf allen Gebieten der subjektiven Einstellung zum Erwerb, der Marktorganisation, der naturwissenschaftlichen Methoden, liegt darin, daß die auf Bereicherung, Naturbeherrschung, Erkenntnisgewinnung gehenden Tendenzen systematisch diszipliniert¹ werden. Man sucht die Erreichung dieses Zieles dadurch zu sichern, daß man es indirekt durch Zwischenschaltung von Methoden, eine formal auswählende Marktorganisation, durch Disziplinierung eines sofort auf sein Ziel zusteuernenden Gewinnstrebens gewissermaßen erzwingt.“²

¹ Sperrung von mir.

² M.-A., Entwicklungsgesetze S. 72.

Das spezifisch Kapitalistische liege – es klingt allerdings sehr paradox – also in der Zurückdrängung eines direkt verfahrenen Erwerbswillens in die Schranken rationaler, zum mindesten auf die Markttätigkeit spezialisierter Berufsarbeit. Auch in den Naturwissenschaften liege das entscheidend Neue nicht in bestimmten Entdeckungen und Erfindungen, sondern in der Ausbildung einer festen, auf immer weiter gehende Naturerkenntnis abgestellten Methode.“ Hier drängt sich wohl die Frage auf, ob M.-A. den Parallelismus zwischen Entfaltung der Naturwissenschaften und dem Entwicklungsgang in einem seelischen Lebensbereich nicht doch zu weit getrieben hat. Prinzipienähnlichkeit von modernen Naturwissenschaften und kapitalistischer Fortschrittsform nennt M.-A. diesen Parallelismus und stützt sich auf Kant, der bezüglich der naturwissenschaftlichen Fragestellung festgestellt hat, sie sei aus dem zufälligen, planlosen Beobachten zu einer Methode der Problemstellung gebracht worden, derart, daß aus der Fragestellung heraus sich die zu erreichenden Erkenntnisse zu einem einheitlichen Ganzen verbinden. Es mag richtig sein, daß nicht nur Bacon, sondern auch Galilei und Torricelli bewußt im Sinne dieser Zielsetzung ins unsichtbar Zukünftige ihre Probleme formuliert haben. Aber nun kommt es auf den Beweis an, daß diese Wendung im naturwissenschaftlichen nur dem Calvinismus, und sei es selbst dem puritanisch gewandelten Calvinismus, zu danken sei. Und diesen Beweis sehe ich in keiner Weise erbracht, man kann auch nicht von einem Wahrscheinlichkeitsbeweis sprechen.

Verfehlt ist der Parallelismus, wenn M.-A. schreibt: Genau so wenig wie der unbegrenzte Erwerbswille an sich schon fähig ist, die Entstehung der modernen Wirtschaftsverfassung zu erklären, steht hinter der empirischen Naturwissenschaft lediglich der Wille zu wachsender Naturbeherrschung. Hier ist in dem einen Falle (Wille in der Wirtschaft) der Wille als Objekt der wissenschaftlichen Forschung und als Erklärungsmittel gemeint, im andern Fall (Naturforschung) handelt es sich um den Willen als das Motiv, als Antrieb zur Forschungsarbeit.

Abzulehnen ist der Satz, daß die Wirtschaftsform und Naturerkenntnis darin ihre spezifisch moderne Wendung haben, daß sie nicht primär nur aktuelle Erkenntnis, direkte Bedürfnisversorgung

erstreben, sondern als Antizipationen einer unendlichen Weiterentwicklung die Utopie zukünftiger Möglichkeiten schon in ihrer gegenwärtigen Bauform berücksichtigen. Diese Hereinnahme des Entwicklungsgedankens ist die eigentliche historische Funktion des Kapitalismus.

Gerade indem M.-A. das Wirtschaftssubjekt mit seiner Weltanschauung, seinem ganzen seelischen und geistigen Motivenkomplex in die Beweisführung einbezieht, muß sich die Verkenning der Funktionen des kapitalistischen Unternehmers als erheblicher Irrtum erweisen, wenn er diesem zuschreibt, er denke bei der Einführung einer Neugestaltung in der Organisation oder Technik seines Werkes schon an jenen nächsten Fortschritt durch den seine Anlage veralten, sein Kapitaleinsatz bedroht werden müsse, so daß er damit gegebenenfalls aus dem Sattel gehoben wird. So ideal sind die Kapitalisten wahrlich ganz und gar nicht, im Gegenteil waren sie mit ihrem Interesse immer darauf eingestellt, die Fortschritte, durch die ihre noch nicht amortisierten Anlagen entwertet werden konnten, hintanzuhalten. Andererseits ist so viel von dem sozialen grauenhaften Elend der Arbeitsverhältnisse (16stündige Arbeitszeit) in England im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts dadurch entstanden, daß die Angst vor neuen Entdeckungen, vor neuen Techniken zu jenen grausamen Arbeitszeiten führte, die schließlich sogar das Parlament auf den Plan rief zu weiterer sozialpolitischer Gesetzgebung und Schutzmaßnahmen. Damit ist nun aber die Grundlage für die Kennzeichnung des Dynamischen, aber auch der Sinn desselben völlig verschoben. Denn während es sich bei der Gegenüberstellung von dynamisch und statisch um Tatbestandsdinge handelt, um das Vorhandensein von Institutionen wie Zins und Unternehmergeinn, also um das Gegebensein jener Strukturvoraussetzung dafür, daß Zins und Unternehmergeinn in die Erscheinung treten können, rückt das Dynamische hier in das rein Psychologische, indem nichts als die Gesinnung letzten Endes das Dynamische in sich trage, so daß der Antrieb, das Motiv des Handelns zum Merkmal des Wirtschaftsstiles werden soll.

Nun ist zweifellos richtig, daß die Auffindung neuer Produktionsmöglichkeiten das Zeitalter noch nicht kapitalistisch macht. M.-A. bemerkt richtig, daß die Chinesen ihre Erfindungen ins

Museum gestellt haben. Das Problem der synthetischen Herstellung von Indigo war lange gelöst, bis es nach vielen Jahren gelang, es wirtschaftlich zu verwirklichen. Es geht immer erst um die entsprechende Auswertung der technischen Errungenschaften in der Wirtschaft, und damit allein ist schon die Selbständigkeit beider Gebiete offenbar. Nur darf man auch nicht schon Entdeckung und Erfindung als technischen Fortschritt verstehen, solange sie nicht benützt werden, denn Technik ist nicht das Wissen um eine Sache, sondern das Gestalten auf Grund des Wissens, und man darf weiter aber nicht das Nichtvorhandensein von Wissenschaftsfreiheit, weil sie die Technik fördern kann, als das Hemmnis der Wirtschaftsentwicklung κατ' ἐξοχήν bewerten.

Daß es M.-A. nur ums Unternehmertum geht, wenn das Dynamische der Neuzeit gegenüber dem Statischen früherer Zeitalter gekennzeichnet werden soll, ist nicht anzunehmen, denn das Unternehmertum schlechthin ist den früheren Zeitaltern, der Antike und dem Mittelalter keinesfalls abzusprechen, darin glaube ich M.-A.s Zustimmung sicher zu sein. Auch die genaue Definierung der Dynamik der in Betracht kommenden Unternehmerschicht damit, daß ihr Gestaltungswille nicht an die eingefahrenen Bahnen statischer Wirtschaftsweise fixiert sei, ändert daran nichts. Es ist nur ein idem per idem, wenn es dann heißt: unternehmerische Tätigkeit erhält ihren Sinn aus dem dynamischen Handeln. Die Kennzeichnung in dieser Richtung ist auch nicht auf Grund des historischen Materials aufrechtzuhalten. In diesem Sinne ist eine graduelle Steigerung der mittelalterlichen Dynamik bis in die neueste Zeit selbstverständlich Tatsache. Sie ist vorhanden nach allen Seiten auf dem Wege rationellerer Ausgestaltung der Durchführungstechnik eines Unternehmerplanes, insbesondere einer tiefen gehenden Kontrolle des rechnerischen Erfolges, aber das Wesen des Dynamischen ist, dünkt mir, durch die Motivation nicht anders geworden. Auch die Tatsache, daß die Träger der Dynamik heute weniger persönlich geworden sind, weniger individuell, daß sie kollektiver erscheinen, kann daran nichts ändern.

IX. Weltanschauung, Ratio und Volkscharakter

In den historischen und den letzten zwei Abschnitten ist wohl schon zur Geltung gekommen, daß die neue Stiltheorie um der Vollkommenheit willen in der Durchführung des principium individuationis die Notwendigkeit dieses Lebens als Triebkräfte für die Wandlung der Wirtschaftsstruktur, des Wirtschaftscharakters, des Wirtschaftsstiles völlig geringschätzt. M.-A. sagt es ausdrücklich: wie seltsam es auf den ersten Blick erscheinen mag, es sind nicht die sachlich produktiven Notwendigkeiten des Wirtschaftens, denen die Ausbildung des neuen Systems der Unternehmungswirtschaft folgt. Ich habe schon an anderer Stelle das grundsätzliche Bedenken angedeutet, daß M.-A. in eine schwere Einseitigkeit verfallen ist. Ich sehe sie zunächst schon in folgendem: man hat so lange Zeit in der Bekämpfung des Marxismus mit der Zurückweisung und Widerlegung einer nichts als materialistischen Geschichtsauffassung zu tun gehabt, so steht man jetzt einem Forschungsergebnis gegenüber, das die Gefahr einer einseitig spiritualistisch kausalen Kultur- und Geschichtsdeutung allzu klar erkennen läßt. Max Weber und Ernst Troeltsch haben in ihren religionssoziologischen und religionsgeschichtlichen Forschungen bei der Nachweisung der Bedeutung des Calvinismus für das Aufkommen des Kapitalismus und überhaupt der modernen Welt ausdrücklich vor einer solchen einseitig spiritualistischen Geschichtsauslegung gewarnt. Gerade M. Weber hat schon darauf hingewiesen, daß die Technik eines jeden Zeitalters sowohl objektiv politisch als auch objektiv ökonomisch bedingt gesehen werden müsse. Er hat an die Schaffung des realistischen und antitraditionalistischen Geistes erinnert und damit an die Abhängigkeit der Wirtschaft, vermittelt durch das Zwischenglied Technik, von der modernen Wissenschaft, aber auch an die Abhängigkeit der Wirtschaft von der modernen Lebensführung.

Indem M.-A. nachweist, daß namentlich die Entwicklung der modernen Wissenschaft und damit auch jene der Technik ohne den Calvinismus nicht gedacht werden könne, glaubt er die Entwicklung auch der Wirtschaft wie aller anderen Kulturerscheinungen durch die Wandlung des zentralen Weltanschauungs-

systems bewiesen zu haben. Mit großer Sorgfalt hat er für eine große Zahl bedeutenderer Köpfe in den Rechts-, Staats- und Wirtschaftswissenschaften sowie in den Technologien zu ermitteln gesucht, welcher Weltanschauung sie ergeben waren und gelangte zu dem Schluß, daß zwar wohl vor allem, aber nicht nur im Staatsdenken und in den Wirtschaftswissenschaften, sondern namentlich auch in technologischen Disziplinen im 17. und 18. Jahrhundert Bedeutendes ganz vorzüglich von Anhängern der kalvinistischen Weltanschauung geleistet worden sei.

Ich bestreite keineswegs, daß M.-A.s Beweisführung viel Bestechendes für sich hat. Dennoch ist sie einseitig, und sie ist es vorzüglich aus drei Gründen:

1. er trägt der historischen Erkenntnis nicht Rechnung, daß die Weltanschauung, selbst ein Gewordenes, wandelbar ist und er übersieht die Anpassungsfähigkeit wie die tatsächliche Wandlung des verpflichtenden Ethos einer Weltanschauung unter dem Einflusse äußerer Lebensbedingtheiten;

2. er überschätzt die Bedeutung der Weltanschauung als ausschlaggebendsten Hemmungsgrund des technisch-wirtschaftlichen Fortschrittes und unterschätzt den allmählichen Sieg der Ratio, die sogar das Weltbild in ihren Dienst zu rücken weiß und den Primat für den Charakter der Wirtschaft gewinnt;

3. er unterschätzt aber auch andere spiritualistische Faktoren der Entwicklung, vor allem die seelische Eigenart des Volkes, die auch Einfluß auf dessen Weltbild gewinnt.

M.-A. formuliert: „Erst mit dem Luthertum, mehr noch mit dem Calvinismus, setzt sich in der religiösen Dogmatik eine den Lebenszielen des entstehenden Bürgertums entsprechende Richtung durch.“¹ Das ist ohne weiteres hinzunehmen, nur liegt in dieser Formulierung eben nicht jenes Urteil, das M.-A. jetzt in seiner Genealogie eindeutig in umfassender Tendenz der Beweisführung herausgearbeitet hat, denn das ganze Buch dient diesem einen Urteil. Es behauptet den Primat der Weltanschauung und der von ihr ausgehenden Energie vor allen anderen wirtschaftsbestimmenden Gründen. Wie nahe M.-A. selbst der Umkehrung dieses Kausalitätsverhältnisses steht, dafür spricht die Zitierung

¹ Entwicklungsgesetze S. 66.

einer Stelle aus Marx, daß die religiöse Welt nur der Reflex der wirklichen Welt sei. Freilich verteidigt M.-A. ausdrücklich die Primatauffassung: der Calvinismus spanne durch seine Glaubensdogmen die Kraft aller sozialen Eliten auf Weltarbeit hin, indem er die Kluft zwischen Gott und Mensch unerbittlich aufteue und die Bemühungen, durch Vermittlung einer Kirche oder guter Werke Heilsgewißheit zu erlangen, als verwerfliche Versuche der Kreatur gegen Gottes Ratschlüsse verurteile. Allein mit diesem apologetischen Hinweis auf die notwendige Ausschaltung der Heilmittelkirche ist wohl der radikal theozentrischen Logik Genüge getan, aber keineswegs erklärt, warum das Ergebnis gerade der Menschentyp mit starkem Herrenbewußtsein und asketisch-aktiver Einstellung sein mußte, warum nicht das passive Geschehenlassen die Wirkung des Prädestinationsdogmas wurde.

M. Weber¹ hat zu dem Widerstreit der Auffassungen über den Primat zwischen religiöser Entwicklung und Arbeitsstil, in dem eine idealistisch-spiritualistische Geschichtsauffassung einer realistisch-materialistischen gegenübersteht, nicht Stellung genommen und ausdrücklich eine monokausale Deutung abgelehnt. Das stellt M.-A. selbst fest, und er erklärt es für unbefriedigend, daß Scheler einerseits in dem Widerstreit um die Erklärung der Entstehung des Kapitalismus sich zu der Auffassung bestimmt sah, daß eine religiöse Dogmatik zum Mittel für eine aufsteigende Klasse geworden sei, nachdem diese Dogmatik von soziologisch mächtigen Schichten vertreten wird, und daß andererseits das Vorhandensein einer Kapitalistenschicht als Klasse angenommen wird, obwohl das Entstehen dieser Schicht aus der Verbindung mit dem religiösen Hintergrund erst erklärt werden solle. M.-A. scheint hier den Fehler eines *ὕστερον πρότερον* zu sehen, es werde ein Gesamtbild, das es zu erklären gelte, als vorhanden angenommen, und dieses werde aus sich selbst nochmals abgeleitet. So könne man wohl Anpassungsvorgänge in einem schon vorhandenen System, nie aber dieses selbst erklären.

Ich bin der Meinung, daß Scheler die Dinge nicht so ganz falsch gesehen hat. Es handelt sich wirklich nicht um ein aut-aut.

¹ M. Weber in der Antikritik gegen Rachfahl, Arch. f. Soz. Bd. XXX S. 197.

Ohne daß man die Genesis der Reformation aufzurollen braucht, kann man die protestantische Weltanschauung als ein Datum und damit als ein mitgestaltendes Element wohl ansehen, ohne darauf zu verzichten, daß dieses selbst namentlich in seinem ethischen Gehalt ein zu Gestaltendes und Gestaltbares geblieben ist. Die Elemente des Kapitalismus sind viel älter als die Reformation, und so sind auch die „kapitalistischen Erscheinungen“, also jene Art von Tatsachen, die zu dem Zustandekommen des Begriffs Kapitalismus Anlaß gegeben haben, älter, und wenn sie Jahrhunderte hindurch in der mittelalterlichen Welt nicht aufgetreten, wenigstens dem historischen Betrachter nicht sichtbar geworden sind, so hat das seinen Grund in der überwiegenden Primitivität der Wirtschaft und Lebensführung jener Zeiträume, dank der für einen gewinnbringenden Kapitalumschlag die Grundlagen fehlten. Das gilt für das deutsche Mittelalter im wesentlichen etwa bis ins 12. Jahrhundert.

Und was nun die Hemmung oder Förderung der Wissenschaft durch die Weltanschauung anlangt, möchte ich an Folgendes erinnern.

Je trouve bon qu'on n'approfondisse pas l'opinion de Copernic, hatte Descartes, der kalvinistische Jesuitenfeind, geschrieben, und Karl Hillebrand fügt hinzu: „Weil das katholische Europa sich mit dieser ‚opinion‘ nicht einzulassen wagte, ging die Führerschaft des modernen Denkens an die protestantischen Länder England und Holland über, wo keine Inquisition die Forschungen eines Galilei unterbrach . . .“ Diesen Worten entspricht voll und ganz M.-A.s Einstellung gegenüber dem Verhältnis der katholischen Kirchendisziplin zur Wissenschaft. Man darf aber anderseits auch nicht vergessen, daß die protestantischen Gelehrten des 15. Jahrhunderts, die Reuchlin, Erasmus, Henri Etienne und Justus Scaliger, Geisteskinder der italienischen Renaissance, nicht der deutschen Reformation waren. Es ist ferner nicht zu übersehen, daß die große Zahl der Galileischen, gerade für die Technik wichtigen Leistungen niemals beanstandet worden sind: das Trägheitsgesetz, die Gesetze der gleichförmig beschleunigten Bewegung, das Kräfteparallelogramm, die Lehren zur Hydrostatik, die Lehre von den einfachen Maschinen, die Erfindung des Thermoskops, des Proportionszirkels, aber auch

nicht die große Zahl astronomischer Entdeckungen, die Kenntnis des Wesens der Planeten. Und alle diese Fortschritte sind in der Herrschaftssphäre der Kirche entstanden und zuerst veröffentlicht worden. Ähnlich liegt mancher andere Fall, in dem das Walten der Kirche oder der Inquisition als wissenschaftvernichtend, als gegen die Naturerkenntnis schlechthin gerichtet gilt, so z. B. der Fall Roger Bacon. Und so bedarf es noch sehr viel mehr Exaktheit in der Behauptung, die Weltanschauung habe hierin so viel gehemmt.

Nicht nur kann in den naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen keine Geisteserrungenschaft gesehen werden, die schlechthin aus dem Religiösen herausgedrängt hätte, sondern auch von den Bemühungen in den biologischen Erscheinungen der Völker sozialstatistische Gesetzmäßigkeiten zu ermitteln, muß solches in Abrede gestellt werden. Namentlich soweit sie bestimmt gewesen sind, den Beweis für die göttliche Providenz zu liefern (Kaspar Klock, Süßmilch!). Mag M.-A. immerhin mit Recht sagen: dem Calvinismus sei die Energisierung einer naturwissenschaftlichen Haltung besonders eigentümlich, kam es aber wirklich dabei auf die Zerstörung des alten Weltbildes so sehr an, auf die „Entgötterung der Natur“, auf die „Umlenkung der religiösen Haltung in den Machttrieb“? Ist die Natur heute wirklich schon so restlos entgöttert?

In allen Punkten aber, in denen M.-A. bei der wissenschaftlichen Forschung eine „wirtschaftliche Gesinnung“ der Forscher (vgl. oben S. 94) als Antrieb voraussetzt, geht er in die Irre. Darin verkennt er den wahren Forschergeist, ein Fehler, der bei M.-A. überrascht. Bei den großen physikalischen Entdeckungen wissenschaftlicher Natur: von der Antike angefangen über Kopernikus und Galilei bis zu Röntgen ist das Erkennen-wollen der entscheidende Antrieb gewesen. Die wirtschaftliche Gesinnung zur Ausnützung der Entdeckung ist Sache anderer Köpfe.

Was will man aber überhaupt mit der Zugehörigkeit der Gelehrten zum kalvinistischen Religionsbekenntnis im 17. und 18. Jahrhundert wirklich beweisen? Mich dünkt der Zusammenhang wird leicht überwertet. Gerade ein Mann von der überragenden Größe wie Leibniz, auf den M.-A. wiederholt Bezug nimmt, ein Gelehrter mit der ungeheuren Tragweite seines wissenschaft-

lichen Wirkens, der sich mit allem und größtem Ernst für eine Vereinigung der katholischen und der protestantischen Kirchen eingesetzt hat, und dessen Bemühungen und rekonziliatorischen Bestrebungen am Widerstande nicht etwa des Papstes, sondern Ludwigs XIV. gescheitert sind: dieser Mann war so wenig kalvinistisch, daß man von ihm sogar Aussprüche geltend macht, die als ein Bekenntnis zum geistigen Katholizismus ausgelegt werden, und es steht von ihm fest, daß er in seinem Lebenswerk eine großartige Synthese des antiken und mittelalterlichen mit dem modernen Denken geschaffen hat, eine Versöhnung des naturalistischen mit dem idealistischen, des mechanistischen mit dem spiritualistischen, des physikalischen mit dem metaphysischen Weltbilde (Dilthey), die Versöhnung der Natur mit dem Geist, der Vernunft mit dem Glauben, des Naturgesetzes mit dem Sittengesetz, des Prinzips der Individualität mit dem Prinzip der Ganzheit.

Soweit eine Weltanschauung zur Entwicklung eines Wirtschaftsethos, zu bestimmten Pflichten in der Gestaltung des die Wirtschaft berührenden Lebens führt, ist es nichts als konsequent und daher theoretisch gerechtfertigt, den wirtschaftlichen Stil als durch die Weltanschauung beeinflusst anzunehmen. Man braucht nur an Thora und Koran zu denken, um das Gewissen geweckt zu sehen, und je weiter man zurückgeht, um so mehr Beweise.

Bei primitiven Völkern, die weitgehend im Banne magischer und vielfach auch animistischer Vorstellungen ihr Dasein führen, kann die Technik, je komplizierter sie ist, in der Regel mit um so mehr mystischen Vorstellungen verknüpft sein. Die einfachsten handwerklichen Techniken sind frei davon, aber das Geheimnis des „Fachmannes“, der eben das Geistige eines Arbeitsprozesses beherrscht, besteht in seinen zauberischen Mitteln, wodurch, merkwürdig genug, auch die Besetzung der einzelnen Handwerke schon genügend reguliert erscheint. Wo sich der Kausalzusammenhang eines Arbeitsprozesses der Durchschauung so weitgehend entzieht, daß für den nicht Eingeweihten das Mißlingen an der Tagesordnung ist, wie z. B. bei Schmelzung von Metallen, ist es begreiflich genug, daß die Erklärung mit dem Magischen, mit Zaubermitteln eine so große Rolle spielt.¹

¹ Wegen dieser Verbundenheit des technischen Könnens mit Magie wer-
München Ak. Sb. 1942 (Zwiedineck Südenhorst) 8

Ja, die Verknüpfung gerade auch der primitiven Arbeit mit Zauberkünsten und dem Glauben an solche ist offenbar ein Beweis dafür, wie weit man von der Rationalität der Technik entfernt ist. Je mehr aber ein Prozeß aus dem Rahmen des Geheimnisvollen herausrückt, je mehr die Prozesse vernunftmäßig erfaßbar sind, um so kleiner wird der Bereich des Magischen in der Technik. Wie sich diese Ernüchterung innerhalb eines einzelnen Stammes und Volkes vollzieht, läßt sich wohl überhaupt nicht auf eine allgemeine Formel bringen. Aber Thurnwald,¹ der die Abhängigkeit der Gesellschaftsgestaltung von dem Stande der in einem gewissen Gebiete anwendbaren oder traditionell angewendeten Technik der Nahrungsgewinnung nachweist, stellt fest, wie das durch die Technik ermöglichte oder bedingte Haushalten mit Gütern, offenbar vernunftmäßig erfaßt, gleichwohl durch religiöse Vorschriften in die betreffende Weltordnung eingebaut wird. Das Weltbild tritt in den Dienst der Ratio.

Mit dem Verblassen des dogmatischen Weltbildes, mit dem Zurückweichen seines mystischen Dämmerlichtes vor den kraftvolleren Strahlen der rationalen Fundamentierung der Alltagsvorgänge mußte aber die Weltanschauung eine immer schwächere Komponente des aufs Praktische gerichteten Denkens und Handelns werden. Gerade die Wirtschaft, dieses Disponieren über knappe Mittel nicht nur für den Augenblick, sondern immer mehr mit dem Blick auf die in der Zukunft liegenden Zwecke ist im Laufe der Jahrtausende auch ohne rationale Propheten (M. Weber) allmählich von der Vernunft erobert worden. Sowohl die Wahl und Einsetzung der richtigen, wirksamsten Mittel für jeden einzelnen Zweck, den es zu erreichen gilt, als auch die Auswahl der Zwecke und die Rangordnung, in der ihnen nach ihrer Dringlichkeit Mittel zugewiesen werden müssen, werden im Laufe einer relativ ruhigen Entwicklung immer rationaler, immer abgeklärter, ja man kann sagen, je wirtschaftlicher die Menschen werden, um so selbstverständlicher stellen sie auch die in der Zu-

den wohl gewisse „Entdeckungen“ von Stoffen und Kräften ein Geheimnis bleiben. Vgl. über das Eisen z. B. Witter, *Forschung und Fortschritt*, 1942, S. 224. *Die Philister und das Eisen*.

¹ R. Thurnwald, *Die menschliche Gesellschaft*, IV. Bd., 1935, S. 8 ff.

kunft erst zu verwirklichenden Zwecke durch Widmung von Mitteln rechtzeitig in den Wirtschaftsplan ein.

So wie der Aufstieg in der Kultur überhaupt, jedenfalls für wichtige und entscheidende Angelegenheiten wenigstens das Anwachsen der Willkür gegenüber den unwillkürlichen Handlungen beobachten läßt (Vierkandt), so ist also analog auch das Fortschreiten in der Wirtschaft immer mit dem Vordringen der Vernunft gegenüber dem bloß spontanen Triebhandeln und der Tradition verbunden. Man mag es bedauern, daß das Gefühlsleben gegenüber der Vernunft zu kurz kommt, aber man darf auch nicht vergessen, daß wirtschaftlich das Vordringen der Vernunftprinzipien die Grundlagen dafür schafft, daß die Menschheit dem mindestens weit verbreiteten Ziel näher kommt, das dem Einzelnen aufgezwungene Leben möglichst leicht zu führen. Wirtschaften dient eben in erster Linie dem Versorgen und Ausstatten mit Gütern und Leistungen. Alle darin inbegriffenen Zwecke sind lebenbejahend und ihre Bedeutung liegt in der Richtung, die Härten des Lebens zu überwinden. Da diese Härten trotz aller technischen Fortschritte, trotz allen Zuwachses an Beherrschung und Auswertungsmöglichkeit der Natur mit der Vermehrung der Bevölkerung der Oikumene, auf lange Zeiträume zurück gesehen, nicht geringer geworden sind, da das erforderliche Ausmaß an Arbeitsleistung, wenn man die Steigerung der Arbeitsintensität in Betracht zieht, eben gerade auch auf lange Zeiträume gesehen nicht, wie man so gern behauptet, geringer, sondern, freilich namentlich dank der Vermehrung der Bedürfnisse, größer geworden sein dürfte: ist das Übergewicht der Vernunft im wirtschaftlichen Handeln der Menschen gegenüber dem spontanen und instinktmäßigen Handeln immer selbstverständlicher, denn das Vernunftprinzip lautet im Bereiche der Wirtschaft eindeutig und unbestritten dahin, daß alles auf Güterbeschaffung, Güterausstattung und -erhaltung gerichtete Handeln vernunftmäßig so zu erfolgen habe, daß mit gegebenen knappen Mitteln eine möglichst höchste Nutzwirkung erreicht wird oder – von einem bestimmten Zweck ausgehend – daß ein solcher bei Knappheit der erforderlichen Mittel mit einem möglichst geringen Mittelaufwand erreicht werden soll.

Dieses sogen. ökonomische Prinzip, eine Handlungs-

maxime, ist als Vernunftprinzip ureinfach. Aber sein Inhalt ist um so undurchsichtiger geworden, je reichhaltiger das Leben und je mannigfaltiger mit der Zweckwelt die Verwendungsmöglichkeit der Mittel wurde. Undurchsichtiger aber nicht zum mindesten auch infolge des Anschwellens des Wertproblems, vor allem aber weil die unendlich vielen Zweckverfolgungen und -erreichungen mit immer mehr und längeren Umwegen verbunden sind. Daß dieses Prinzip trotz seines elementaren Wahrheitscharakters sich merkwürdig schwer durchsetzt, bedarf leider keines Beweises. Der Alltag belehrt jeden aufmerksamen Beobachter von Arbeitsleistungen, wie wenig mit dem Kopf, d. h. mit Einsetzung von Vernunft gearbeitet wird. Und gerade die Verwirklichung des Vernunftprinzipes setzt immer mehr konzentriertestes und intensivstes Denken voraus, setzt das Durchdenken der ungeheuren Zahl von Zweckmittelzusammenhängen voraus, und da die Gewohnheit der böse Feind des Denkens ist, steht an der Schwelle jedes Fortschrittes der Menschheit in der Verbesserung des menschlichen Daseins durch Entwicklung immer zweckmäßigerer Technik die Gewohnheit als Verteidiger der Unvernunft.

So kommt es, daß reichlich genug die Not, da sie zum Denken zwingt, zur Mutter des Fortschritts werden mußte, um diesen Feind, die gedankenlose Gewohnheit, zu überwinden. Die Notwendigkeit ist objektiv und subjektiv zu verstehen, sowohl als eine Umweltgestaltung, die den Menschen zum Abgehen von den gewohnten Verfahren zwingt, wie auch die persönliche Notlage, in der der Einzelne alle Energie und damit auch das Denken einsetzt, um im Kampf ums Dasein sich durchzusetzen.

Je komplizierter nun die Produktionsprozesse geworden sind, je weniger durchsichtig gerade mit der Einschlagung von Produktionsumwegen das Verhältnis der Kosten zu Produktionsmitteln zu dem Nutzwert der herzustellenden Gebrauchsgüter werden mußte, um so größer wurde das Unternehmerrisiko und um so mehr stellte sich die Notwendigkeit ein, daß mutigere, entschlußfrohere, scharfsinnigere und weiterblickende Menschen als die große Mehrheit die Führung übernehmen mußten.¹ Denn

¹ Es überrascht doch sehr, wenn M.-A. schlechthin in Abrede stellt, daß die sachlich-produktiven Notwendigkeiten des Wirtschaftens zur Ausbildung des

es handelt sich um den Einsatz von Vermögenswerten mit der Gefahr ihres Verlustes, wie es sich in früheren Zeiten, bei der gewaltmäßigen Gütergewinnung, um den Einsatz des Lebens gehandelt hat.¹

Auch die Ausbreitung der kapitalistischen Methode bis zu ihrer in der Neuzeit erreichten Universalität entspricht dem Rationalprinzip, und insoweit ist dieser universale Kapitalismus auch nur wieder eine Intensitätsstufe in der Entwicklung des Rationalismus in der Wirtschaft, und es könnte scheinen, der Stil der neuzeitlichen Wirtschaft ließe sich damit kennzeichnen.²

Ich bin weit entfernt, der Einseitigkeit M.-A.s, daß er die sachlich produktionale Notwendigkeit des Wirtschaftens für die Ausbildung des neuzeitlichen Unternehmungssystems für gleichgültig hält (S. 67), eine andere Einseitigkeit gegenüberzustellen und das Wesentliche des neuen Stiles etwa nur in dem Sieg der Ratio erblicken zu wollen. Ich verkenne keineswegs die Gefahr, mit zu ausschließlicher Betonung des Vernunftprinzips als Merkmal der neuzeitlichen Wirtschaftsweise eine Annäherung an eine materialistische Auffassung des geschichtlichen Werdens heranzuführen. Aber ich glaube in meinen vorausgegangenen Ausführungen so vielfach auf andere als weltanschauliche und doch auch spiritualistische Kräfte hingewiesen zu haben, daß ich mich vor diesem Vorwurf gefeit halte. Gleichwohl sei noch auf folgende Momente aufmerksam gemacht.

Ich habe schon in der Erörterung der altgriechischen Verhältnisse wiederholt auf den Einfluß des Psychischen, und zwar der

neuen Systems der Unternehmungswirtschaft geführt haben, denn die Grenze zwischen Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit ist schwer zu ziehen (M.-A., Genealogie S. 67).

¹ Es ist nicht gleichgültig, daß der englische Ausdruck für den Unternehmer die längste Zeit, und zwar gerade um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert aufkommend, *adventurer* gewesen ist, welcher Ausdruck übrigens noch heute (*merchant adventurer*) dafür im Gebrauch ist. *Adventurer*: der Wagende, der an einem gewagten Unternehmen, namentlich einem Überseehandelsunternehmen Beteiligte, soviel wie Abenteurer. Abenteurer und gewagtes Unternehmen liegen eben ursprünglich in derselben Ebene. *Chance of danger or loss, hazardous enterprise or performance*, eine Sache, bei deren Erfolg *happ, luck*, also Glück mitspielen muß. (*The shorter Oxford English dictionary 1936.*)

² Zwiedineck, Kapital und Kapitalismus, Jahrb. f. Ges. 54. Jg., 1930.

Volks- und Stammesseele ebensowohl im Bereich der Wirtschaft als auch der Weltanschauungssphäre aufmerksam gemacht. Sowohl die Verschiedenheit von Stamm zu Stamm in Altgriechenland als auch und noch besonders jene zwischen den ionischen und den italischen Griechen einerseits, denjenigen des Mutterlandes andererseits lenken auf stammes- und völkerpsychologische Grundlagen der Symptome. Es ist auch für das allmähliche Werden der römischen Religion bezeichnend, daß in der Hereinnahme der griechischen Gottheiten in den Kultbereich der römischen Religion die Entfaltung und das Hervorheben der eigenen Art des Römers an diesen Griechengottheiten zur Geltung gekommen ist.¹

Und wie sich für das antike Griechentum gar nicht verkennen läßt: daß die Weltanschauung sich nicht als eine von Anfang an gegebene unveränderliche letzte Quelle für die Kulturgestaltung, sondern selbst als ein Gewordenes und Wandelbares gezeigt hat, so ist es auch noch in der Geschichte der europäischen Völker geblieben. M.-A. bringt selbst ein gewichtiges Beispiel in der Eigenart der Ostkirche.

Hier noch ein Wort zu M.-A.s im wesentlichen überzeugenden Ausführungen über die Ostkirche. Wenn er nämlich aus dem Fehlen einer Kräfte-spannung zwischen Kirche und Staat seine Schlüsse zieht und sagt: daß der Adel nicht zu selbständiger Gestaltung seiner Feudalrechte und damit nicht zur Autonomie gekommen sei, daß eine auf städtische Freiheiten aufgebaute Stadtentwicklung nicht möglich geworden sei, die Städte in Rußland vielmehr staatliche Verwaltungsmittelpunkte ohne freie bürgerliche Schichten wie im Westen geworden seien, und wenn er für diese Schlüsse die Magie und Mystik der russischen Kirche anführt, „die dem Gefühlsmäßigen und Volkhaften weitesten Spielraum ließen“: so muß ich auch hier den Widerspruch anmelden, daß diese Magie und Mystik der russischen Kirche ja doch nicht „letzte geschichtliche Macht“ waren, sondern für die Tatsache, daß die russische Kirche sich so entwickeln konnte, daß der Adel nicht zu seinen Feudalrechten gelangte, daß die Städte nicht die Entfaltung wie im Westen erreichen konnten, daß die alte Sippen- und Familienverfassung sich so lange erhalten konnte, daß der russische Mir, wie Frau Timoschenko nachgewiesen hat, nach der Steuer- und Agrarpolitik Peters des Großen seine bedeutsame Rolle spielen konnte: für all diese Momente möchte ich nicht der Weltanschauung, sondern der noch hinter dieser stehenden, ganz tief eingewurzelten völkischen Eigenart

¹ Vgl. Franz Altheim, Römische Religionsgeschichte, 2. Bd., 1931. Ders., Griechische Götter im alten Rom, 1930.

der russischen Völker die Bedeutung des letzten Grundes zuerkennen. Was die russische Kirche geworden ist, ja, was für eine Entwicklung der Staat genommen hat, das ist ohne diese völkerpsychologische Grundlage nicht zu erklären.

Es ist, wie ich nebenbei bemerken möchte, hier in dem Versagen des individualistischen Unternehmungsgeistes und in dem Einspringen des Staates für die Privaten geradezu eine Parallele in der russischen Wirtschaftsentwicklung zu jenem staatlichen Eingreifen in das Wirtschaftsleben Ägyptens durch die Politik der Lagiden zu sehen, in der das volksfremde Element der Griechen das ganze Wirtschaftsleben Ägyptens zu einer Höhe emporriß, zu der das ägyptische Volk niemals und ebensowenig wie das russische die Voraussetzungen erfüllt hätte. Das Fortvegetieren der großen Masse des russischen Staatsvolkes mit einer städtisch kapitalistischen Entwicklung, die auch da, wo der Staat gewisse Aufgaben übernahm, hauptsächlich von volksfremden Elementen herbeigeführt wurde, ist nur die eine der Wirkungen der völkischen Eigenart. Eine von mehreren anderen ist die Eigenart der russischen Kirche, für deren Erklärung aber auch die historischen Wurzeln (Griechische Ostkirche!) und das gleichfalls davon nicht trennbare politische Schicksal ihre Bedeutung gehabt haben.

Der Schritt weiter in der Verfolgung dieses Zusammenhanges ist nicht allzu groß, wenn man Erfolge und Mißerfolge der reformatorischen Bewegungen innerhalb des Christentums nicht bloß auf die mehr oder minder brutale Durchsetzung eines Machtwillens im Sinne der Losung *cuius regio, illius religio*, sondern auch auf die Eigenart der beteiligten Menschen zurückführt, so daß man damit zu der Frage kommt: warum hat sich da und dort ein neuer Glaube so rasch durchgesetzt, rasch so stark verankert, daß die Bevölkerung die Kraft zum Widerstand im Kampf für diesen Glauben gegen eine feindliche Macht in so ganz anderen Ausmaßen gefunden hat als die Nachbarn? Und ebenso freilich auch: warum hat sich da und dort der kapitalistische Geist, das Gewinnstreben soviel rascher und restloser als *Maxime* des wirtschaftlichen Planens und Handelns durchgesetzt, während bei anderen Völkern, in anderen Gegenden die Menschen trotz gleicher Weltanschauung zu diesem kapitalistischen Geist nicht oder nur viel langsamer hingefunden haben?

In der Beweisführung für die Wirtschaftsentfaltung unter dem Einflusse des Calvinismus stehen die englischen Puritaner und die Niederländer im Vordergrund. In beiden Ländern hat aber gleichwohl der neue Glaube nicht gleichartig gewirkt.

Huizinga hat mit wenigen Worten überzeugend dem Einflusse des kalvinistischen Geistes in der holländischen Kunst und namentlich in der holländischen Architektur „ihrer würdigen und strengen, einfachen und ernsten, tiefen und friedlichen Schönheit“ Ausdruck gegeben.

Besonders reizvoll hebt Huizinga die bis ins Kapriziöse gehende Zierlichkeit der Turmspitzen der holländischen Kirchen hervor, die „im Einklang mit der Stimme ihrer Glockenspiele alles verkörpert, was das holländische Wesen an Heiterkeit und Leichtigkeit, Grazie und Eleganz zu fassen vermochte“, also nichts von der Starrheit und Zugeknöpftheit des auserwählten Puritaners! Immer wieder stößt man auf eine regionale Verschiedenheit in der Auswirkung des Lebensstiles. Und geht man den Gründen dieser Verschiedenheit nach, so kann man auf die Frage nach dem Volkscharakter nicht verzichten. Diesen darf man nur freilich auch nicht als etwas Unwandelbares auffassen, worauf auch Hellpach Gewicht legt,¹ der ausdrücklich die seelische Veränderung der Völker gerade durch die Art zu wirtschaften hervorhebt. Aus vielleicht gleichen Anlagen differenzieren sie sich unter dem Einfluß der Lebensbetätigung. „Handel, Hochkapitalismus, Feudalbesitz entfalten andere Eigenschaften als Bäuerlichkeit, Handwerk, Ackerbürgertum. . . . Denn die jeweilige Wirtschaftsweise von Völkern hat . . . ihren ‚wirtschafts-eigenen‘ Entfaltungsgang, der den Entwicklungsgesetzen des Menschengenies mit gehorcht.“

Es kann nicht um die Frage gehen, ob die Züge des englischen Volkscharakters und die Wesenszüge der kalvinistischen Religion in der puritanischen Ausgestaltung in Harmonie stehen. An dieser Harmonie ist nicht zu zweifeln. Die sorgfältige Kennzeichnung des englischen Volkscharakters durch Dibelius² oder

¹ W. Hellpach, Einführung in die Völkerpsychologie, 1938, S. 72 u. 129.

² W. Dibelius (England II, 1923, S. 35 ff.), der gewiß die Wirkung des Puritanertums auf das englische Volk nicht verkennt, urteilt: die grob-fühlende, schwunglose, nüchterne Masse der unteren und mittleren Gesellschaftsschichten mit unerbittlicher Selbstdisziplin, ja mit starker Neigung zu asketischer Führung, intolerant, aber aus dem eigenartigen Selbstbewußtsein und dem Glauben an die Auserwähltheit erzogen, voll Gering-schätzung für alles, was ihrem engen Geiste nicht wohlgefällig erscheint.

Karl Hillebrand¹ erhärten diese Harmonie Satz für Satz. Aber darauf kommt es ja gar nicht an. Man könnte sagen, die Harmonie stimmt vollständig zu M. Webers Ausspruch, daß der Calvinismus zu jenen Mächten und religiösen Bewegungen gehöre, deren Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung ja in erster Linie in ihren Erziehungswirkungen lag. Die seien erreicht worden, wenn auch erst Ende des 18. Jahrhunderts, denn da erst sei die volle ökonomische Wirkung der puritanischen innerweltlichen Askese zu erkennen. Dieses zeitliche Auseinanderfallen – zwei Jahrhunderte von der Festigung des Puritanismus bis zur Änderung der englischen Wirtschaft – zwischen Ursache und Wirkung beweist gerade keine beträchtliche Kraft der Ursache.

Auch die nach M.-A. für die Dynamik des neuzeitlichen Wirtschaftsstiles maßgebende Antizipation des Erfolges bei Einsetzung des Kapitals in der gewerblichen Produktion soll – wenn man den echten Puritanismus etwa erst von Baxter und Bunyan an rechnet – erst 100 Jahre nach dem Wirken begonnen haben? Diese zeitliche Differenz ist um so mehr zu beachten, als anderseits jener zäheste Oppositionsgeist individualistischen Gepräges, der dem puritanischen Wesen entspricht, nicht erst etwa im 16. oder 17. Jahrhundert, sondern schon im Mittelalter geboren wurde.

Die große Wendung in der englischen Wirtschaft zur ersten wirtschaftlichen Macht in Europa beginnt mit dem erfolgreichen Wirken der englischen Schifffahrt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, dem für seinen Fortgang gewiß die Seesiege sehr förderlich waren, die aber selbst wieder nur auf der Basis einer entwickelten, auch durch Piraterie starken Flotte möglich geworden waren.

Zu allem aber kommt, daß die englische Geistesschulung schon während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters in einer Richtung erfolgt war, die nicht nur etwa der geistigen Elite, sondern dem ganzen Volke zugute kam: die Schulung in der Richtung eines klaren und sehr harten Voluntarismus.

Gar manches an Verschiedenheiten in den Schicksalen des deutschen und englischen Volkes, auch die Verschiedenheit im

¹ Vgl. oben S. 24.

religiösen Schicksal wird begreiflich, wenn man sich erinnert, daß im 13. und 14. Jahrhundert schon ein Roger Bacon, ein Duns Scotus, ein William von Occam mit scharf geschliffenen Waffen des Verstandes und Willens dem englischen Geistesleben ihrer Zeit das Gepräge gaben, während gleichzeitig in Deutschland Dichter und Mystiker das Wort hatten. Es ist sehr fraglich, ob sich behaupten läßt, der Calvinismus habe den Engländer gewandelt. Es dürfte aber gewiß richtig sein, zu sagen, der Engländer hat sich dem Calvinismus zugewendet, weil diese „Religion der Starken“ seinem in Jahrhunderten geschmiedeten Wesen soviel mehr zusagte. Hat er ja doch sogar den Calvinismus in seinem Geiste noch zum Puritanismus weiter zu gestalten vermocht.

Bei voller Anerkennung der Bedeutung, die die bindende Kraft der Religion in gewissen Zeitaltern auf allen Gebieten der Kultur gehabt hat, dünkt es mich wichtig genug, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß der Zusammenhang zwischen Weltanschauung und Wirtschaft nicht ausschließlich nur in der einen Kausalität gesehen werden darf, in der die Weltanschauung als Ursache oder Voraussetzung zur konkreten Wirtschaftsgestaltung als Folge steht. Sie kann daher auch nicht als durchgreifendes allgemeingültiges Erklärungsprinzip für die Wirtschaftsstile bis zum 18. Jahrhundert Geltung haben.